This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

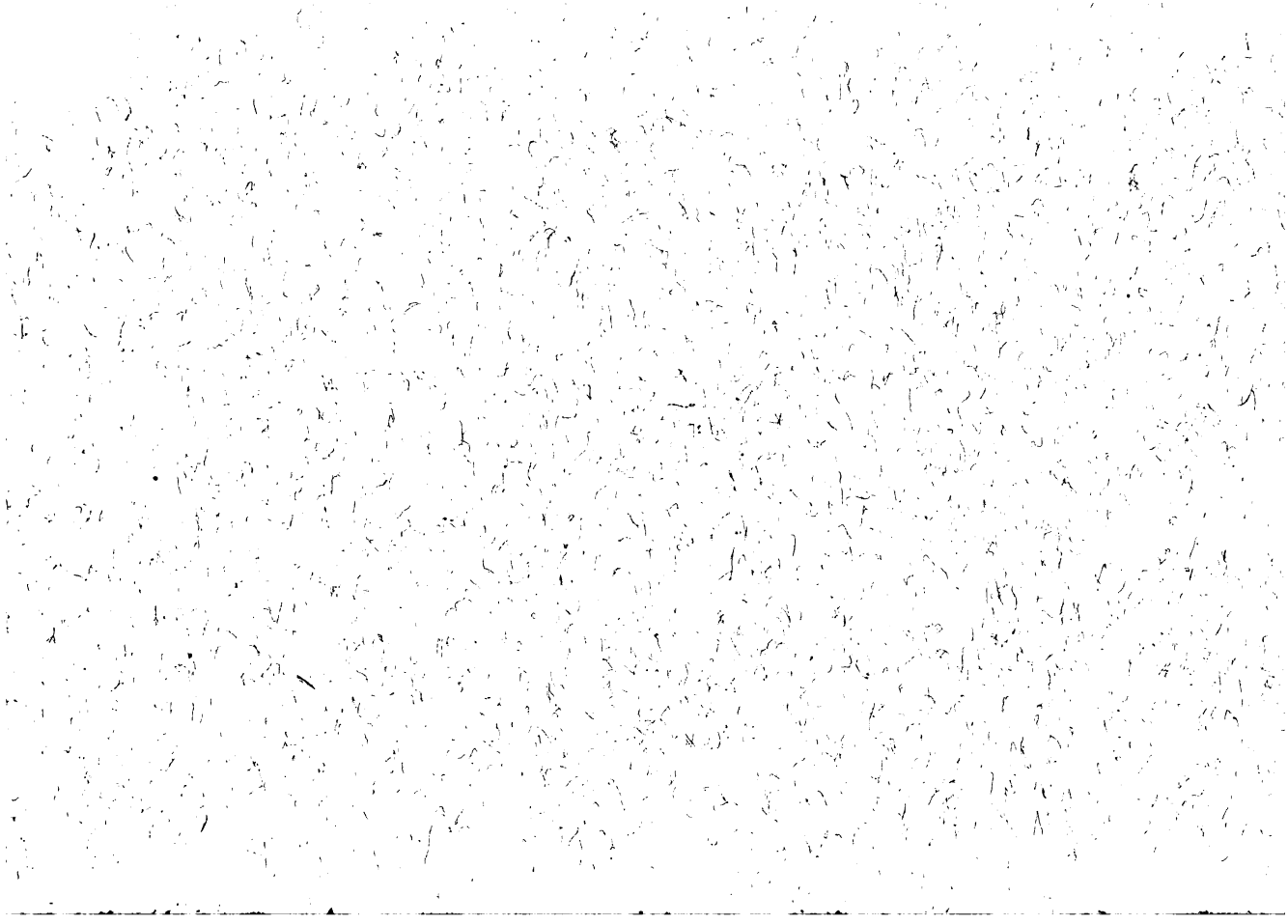
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

9165.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Glimpf und Schimpf

in

Spruch und Wort.

Sprach- und ſittengeſchichtliche Apſhorismen

von

Conſtant v. Wurzbach.

An Thun und Streben voller Glimpf
Wird zu Schanden jeder Schimpf.

Wien, 1864.

Verlag von Rudolf Lechner's k. k. Univerſitäts-Buchhandlung.

Inhalt.

Seite

I. Volks- und Städte-Schimpf und Glimpf 13

Meißner sind Gleißner 14
Meißner Kothurn 15
Yankee's. Yankee-Doodle 17
Jan Hagel 19
John Bull . . . . . —
Bruder Jonathan 20
Uncle Sam 21
Das hat er zu Freiburg im faulen Pelz erlernt . . . . —
Der Dresdener Auswischer 23
Die Camenzer Nase . . . . . —
Der Bock Lamprecht 24
Das Quarkschießen von Budissin 25
Der Gemeindetag zu Gebsweiler 27
Böhmische Dörfer 29
Spanische Schlösser 30
Blinder Hesse 31
Deutsch — Deutschland — Deutscher Michel 34
Curanzen 39
Das Wettrennen von Castlebar 40
L'année de Corbie 41

Seite

Bourguignons salés . . . . . —
Coup de Bourguignon 43
Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor 44
Der Nürnberger Trichter 45
Schildaer — Schildbürgerstreiche 48
Sachsen wo die schönen Mädchen an den Bäumen wachsen 50
Er geht in alle Welt nach Brandis 52
Hans von Rippach 53
Da schlage das Glück zue, wie bei deren von Cappel Kue —
Wer kommt nach Giebichenstein, kommt selten wieder heim 54

II. Schimpf und Glimpf von den Frauen und von der Liebe 56

Die Frau (Frowe) . . . . . —
Augapfel 58
Busserl 59
Kiss me quick 61
Hochzeit — Hohe Zeit 62
Eine Strohrede halten 63
Flitterwochen 64
Holderabbrech machen 66
Nadelgeld 67
Die Weiber werfen den Glimpf auf den Rücken 68
Spitznase — Uebel Base 69
Ins Lerchenfeld gerathen . . . . . —
Couper la jupe 70
Stiefmutter ist des Teufels Unterfutter 71
Sie hat einen Feiertag verkündet 73

III. Glimpf und Schimpf in Herren-Brauch und Spruch . 76

Guter Leumund ist mehr werth, als ein goldner Gürtel —
Den Rosenkranz des Herrn Montmorency beten 78
Laß Gottes Wasser über Gottes Land laufen 82
Habt ihr meiner auch gedacht? . . . . . —
Sieben ist weniger als fünf 83
Lob ohne Maß hat kein Ehre 84

Seite

Die Logik ist von der Rhetorik besiegt worden 84
Comte je ne veulx, Duc je ne puis, je demeureray Seigneur de Coucy 85
Der Bogen abgespannt, heilt noch nicht der Wunde Brand 86
Fleißige Hennen soll man verwahren und wohl halten . —
Sammirgott 87
Es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt 88
Es stiebt davon wie Spreu vom Korn . . . . . —

IV. Kalender-Schimpf und Glimpf 90

Das Christophel-Gebet 91
Der heilige Christoph vom Palmsonntag 92
Das heilige Grab hüten 93
Der Athem des heiligen Columban . . . . . —
Der 21. October im Kalender 94
Sanct Othmars Legel 102
Leicht sein wie der Vogel des heiligen Lucas 103
Kostbar wie das heilige Chrysam . . . . . —
Hier ist Bischof Benno gegangen 104
Er weiß wo Barthel den Most holt 106
Resolu comme Bartole 107
Sie machen's wie San Crispin und Crispinian 108
Mit Sanct Gertrud einen Wettlauf thun . . . . . —
Du kriegst nit dat, Nikelöschen 109
Schellenmoritz 110
Sancta Veronika 111
Maria di legno 115
Ein Bild ohne Gnaden 117
St. Martinsgans — St. Martinsbrüder — St. Martinshörner . . . . . —
Der Bediente des heiligen Martin 121
Oh, my eye, Betty Martin 123
Potz Velten . . . . . —
Wann Sanct Gregor auf einem falben Hengst über die Brücke reitet 124
Süß sein wie Marcipan 126

Seite

V. Glimpf und Schimpf im Volkshumor 127

Am Muſikantentiſchel ſitzen . . . . . —
Sand in die Augen ſtreuen 128
Der Puls von Linnen, der Arzt von Tuch 129
Die vier S haben 130
Die fünf S oder die Geduldtafel . . . . . —
Est, Est, Est! 131
Maulaffen feil haben 132
Das bringt eine „Umurken" um 133
Einen hinter's Licht führen . . . . . —
Sein Geld in die Grube werfen 135
Er theilt mit ihm wie der Pfaff von Kalenberg mit des Herzogs Thürwart 136
Wer das Kraut Jahrab hätte! . . . . . —
Hokuspokus treiben 137

VI. Glimpf und Schimpf der Tafelfreuden 138

Dreitägiger Gaſt eine Laſt . . . . . —
Giſelmale halten 140
Gepfeffert 141
Da ſitzt der Haſ' im Pfeffer . . . . . —
L' Appetit vient en mangeant 142
Moutarde 143
Les quatres mendians 145
Berncaſtler Doctorwein . . . . . —
Jemand zum Berchtold führen 147
Zum Heurigen geh'n. In einen Keller geh'n . . . . . —
Geſundheittrinken 148
Toaſt 149
Credenzen 150
Bürſten . . . . . —
Leontini semper ad pocula 151
Er hat eine Krone 152
Ein gut Mahl iſt Henkens werth 153
Ein Henkermahl halten 154

Seite

VII. Einige Schimpf- und Spottworte 155

Schimmelreiter 157
Bönhase — Böhnhase 158
Simandl — Simandlbruderschaft 160
Verdammter Barebone 163
Lateinische Bauern 164
Fant — Firlefanz 165
Der linke Schächer 166
Klopffechter . . . . . —
Kerl 167
Kalmäuser . . . . . —
Hoeks und Kabeljauws 168
Ja. Jaherren. Jaffen 169
Eine Abigail 170

VIII. Glimpf und Schimpf in Titeln und Würden 173

Deutscher Kaiser 177
Sire 178
Fürst — Churfürst . . . . . —
Minister 181
Excellenz . . . . . —
Marschall 183
Magnificenz 184
Lord . . . . . —
Gentleman 185
Schultheiß, Schulze 186
Junker 188
Knecht 189
Lakai 192

Ein Vorgespräch.

Man unterhielt sich von Sprichwörtern, Redensarten, merkwürdigen Ausdrücken. Die Gesellschaft war eine gebildete und gemischte. Einer der Anwesenden, ein Herr N., betrachtete derlei Untersuchungen für Zeitverlust, eitel Spielwerk und weiß Gott was mehr. Man machte ihm vergeblich versteckte und offene Zeichen, daß Jemand anwesend sei, der in Sprichwörtern arbeite. Das rührte ihn nicht, vielmehr gab er seinem Groll gegen die Sache eine persönliche Richtung und geberdete sich, während er auf die abgeschmackten „Sprachnergeleien," wie er dergleichen geistreich nannte, loszog, wie ein der Zwangsjacke Entsprungener. Mich befremdete dieses Verhalten, und um so mehr, als ich den Herrn selbst gar nicht und nur aus Mittheilungen einiger seiner Collegen kannte, die mir den Griffel zu dem Bilde liehen, welches ich weiter unten von ihm entwerfe.

Was soll's, rief mein geistreicher Gegner, mit diesen Hypothesen, die im besten Falle kaum ein Bischen Scharfsinn verrathen, im Ganzen aber zu Nichts taugen. Sie werden mich doch nicht glauben machen, und dabei machte er eine halbe Wendung mit dem Körper, so daß die folgende Apostrophe an mich gerichtet zu sein schien, daß hinter dergleichen antiquirten Schnurpfeifereien eigentliches Wissen oder gar Ge-

lehrſamkeit ſtecke. Wenn ich ein Buch von ſolchem Afterwitz vollgepfropft erblicke, verſchlägt es mir den Athem und ich bedauere ...

Entſchuldigen Sie, fiel ich dem Redner in's Wort, indem ich mich ſolchem unberechtigten Uebermuthe gegenüber nicht länger zurückhalten konnte, ich weiß nicht woher Ihr Unmuth über einen Gegenſtand, der eher heiter zu ſtimmen als aufzuregen vermag; jedoch, um auf Ihren Ausſpruch zurückzukommen: ich weiß nicht, was Sie unter Wiſſen verſtehen; aber über den oft ſehr alten und unklaren, faſt immer höchſt intereſſanten Urſprung von Ausdrücken, Redensarten, Sprichwörtern u. dgl. m. eine erſchöpfende Auskunft zu geben, Unrichtigkeiten zu berichtigen, Hypotheſen durch Thatſachen zu verdrängen, kurz, dem Volkswitze ſo zu ſagen hinter die Couliſſen zu ſchauen, iſt, mögen Sie es abgeſchmackt, albern, antiquirte Schnurpfeiferei oder was immer nennen, meines Erachtens ein nicht ganz verwerfliches Wiſſen, welches eine beachtenswerthe und noch immer nicht ſehr verbreitete Kenntniß der Geſchichte und Culturgeſchichte vorausſetzt, wie denn überhaupt die Sprichwörterkunde ein nicht unwichtiger Zweig der Sprachwiſſenſchaft iſt.

Daß ich es gewagt, der Paladin meiner eigenen Sache zu werden, ſtachelte den Sprichwörter-Cerberus, dem überdieß das Befremden und Mitleiden der ganzen Geſellſchaft in ziemlich deutlicher Weiſe kundgegeben wurde, nur noch mehr auf, und eine neue Batterie vorführend und abprotzend begann er:

Zweig auf, Zweig ab! Wiſſenſchaft hin, Wiſſenſchaft her! Ich gebe keinen Deut um den Bettel.

Was hat man von dieſem Sprachtrödel? Wird die Sprache dadurch beſſer? —

Faſt fürcht' ich nein, nach der Probe die Sie mein Herr uns gerade zu geben belieben, warf ich raſch ein.

Mein Gegner ſtutzte, aber nur einen Augenblick, und fuhr fogleich fort: Was hat der Staat davon? Werden dadurch etwa ſeine Laſten geringer, ſeine Geſetze beſſer?

Er wollte in ſeinen officiellen Capriolen fortfahren; aber ich fiel ihm wieder in's Wort. Ob die Sprache dadurch beſſer wird, das kann hier nicht in Betrachtung kommen, aber daß man dabei ihren (verzeihen Sie, ich meine die Sprache) und den Geiſt des Volkes, das ſie ſpricht, kennen und würdigen lernt, daß man ſich dabei mit den vergeſſenen Sitten des Alterthums vertraut macht und manche Gewohnheit der Gegenwart verſtehen lernt, unterliegt keinem Zweifel. Sie fragen was der Staat davon hat? Auf den erſten Anſchein hat der Staat von vielen Dingen Nichts; ich ſage auf den erſten Anſchein. Was hat der Staat von dem Bilde, mit deſſen Ausführung er einen Künſtler beauftragt? Was hat er von einer Statue, die er gießen läßt? Was hat er von den tauſend und tauſend Schimmelreitern, die in ſeinen Aemtern ſitzen ....

Was iſt das, was iſt das ein Schimmelreiter? riefen mehrere Damen und Herren zugleich.

Herr N. reitet einen Schimmel, fiel ein anderer erklärend ein.

Verzeihen Sie, meine Herren und Damen, ich wußte eben ſo wenig daß Herr N. ein Reiter, als überhaupt

daß er einen vierfüßigen Schimmel reite, begann ich entschuldigend, während meines Gegners Angesicht über und über von Purpurröthe übergossen ward.

Also was ist das ein Schimmelreiter? fragten zu wiederholten Malen Mehrere zugleich aus der Gesellschaft; erklären Sie uns doch das.

Verzeihen Sie, meine Damen, Sie können mich doch nicht Angesichts eines Feindes aller Etymologie verurtheilen, einen etymologischen Vortrag zu halten?

Nun, dann müssen Sie es uns erklären, Sie Sprichwörter-Caliban, rief ein reizendes Mädchen, in dessen Augen der Angeredete sein oppositionelles Ansehen nicht geschmälert sehen mochte.

Wenn Sie es wünschen, begann der Staatsmann, ein Schimmelreiter ist Jemand, der nach Schimmeln arbeitet.

Jetzt wissen wir so viel wie früher, riefen Mehrere aus der Gesellschaft, wie arbeitet man nach Schimmeln?

Gibt es in den Aemtern auch Stallungen?

Warum gerade Schimmel und nicht lieber Füchse?

So fielen wie Schlossen die Fragen auf einander, bis endlich ein Herr meinen Gegner geradezu aufforderte: nun, so erklären Sie uns doch die Sache.

Ich habe schon gesagt: Ein Schimmelreiter heißt jener, der nach Schimmeln arbeitet.

Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem ich mein Geschütz auffahren und das ganze Feuer desselben vernichtend wirken lassen konnte. Ich bitte, rief ich laut, für einige Augenblicke um Gehör. Das gehört in mein Gebiet! Lassen Sie diesem Herrn seine Sorgen um den Staat, und mir die Sorge um den

antiquarischen Sprichwörter-Trödel. Ich will Ihnen erschöpfenden Bericht geben über die Schimmelreiter. Ah, das ist ein Schimmelreiter! hört man nicht selten Jemand tituliren. Einen Schimmel, einen Schimmel! Wer kennt nicht, wenn er einmal unter den Schreibern gedient, diesen Zuruf? „Ein Königreich um ein Pferd“ wollte Richard geben, aber mit obigem Schimmel wär' ihm doch nicht gedient gewesen. Was soll's mit diesem Schimmel? O, das ist ein geheimnißvolles, gewaltiges, mächtiges Gethier, aber keines aus der Apokalypse. Mit so einem Schimmel hat es Mancher zum Dirigirenden gebracht, der nichts gelernt, nichts gedacht, nie etwas erfunden, der es versteht, sich von den Gedanken seines Vorgängers in Amt und Stelle, wenn gerade dessen Arbeit zum Schimmel dient, zu mästen. — Ich sprach diese Worte ohne meinen Körper durch Schwenkung in eine Stellung zu meinem Gegner gebracht zu haben, nichtsdestoweniger richteten sich Aller Blicke auf ihn, dessen Nasenspitze bereits Schweißperlen zu treiben begann.

Ich aber fuhr in meiner Apostrophe fort: Auf der Reitbahn dieser Schimmel galoppirt sich's nicht selten in Rang und Ehren; man weiß oft nicht wie das zugegangen. Nun, Einige wissen's wohl, aber die sagen's nicht, weil .... nun sie sagen's nicht, obgleich sie ganz gut wissen, wie Dieser und Jener in's Centrum getroffen, der noch nie ein Pulver gerochen; wie Dieser und Jener zu einem Gedanken gekommen, obwohl es bekannt ist, daß auf Stroh nur Mispeln reif werden, aber keine Gedanken wachsen; wie Dieser

und Jener als ein ganz exacter Geschäftsmann gilt, der eben nichts mehr versteht, als in seiner Amtsstube den Schimmel zu reiten. Wie's Gott will, das ist so der Lauf der Welt. Nun aber, was hat es mit diesem Schimmel für eine Bewandtniß? Wer ist das Thier? Ist es ein Thier überhaupt, oder ist es gar ein fabelhaftes Thier? Nichts von alledem. Ein Schimmel ist ein oder mehrere Bogen beschriebenes Papier, ein sogenannter Voract, in welchem bereits eine Angelegenheit (ein Simile) ähnlich jener, die eben wieder einem geleerten (das doppelte e ist hier kein Druckfehler) Federhelden zur Erledigung gegeben worden, behandelt ist. Ein solcher Voract, der dem neuen Acte in Form, Inhalt und Ausführung als Richtschnur dient — ein solches Simile, welcher lateinische Ausdruck ähnlich bedeutet, wie das französische Similaire — ist von dem Humor der Kanzleisprache — denn auch in den Kanzleien stecken Humoristen — zum Schimmel verderbt (oder verbessert) und jeder solche Federheld, der die ihm zugetheilten Actenstücke nicht nach seinem Kopfe, nach seinem besten Wissen und Gewissen, sondern nach einem solchen Schimmel erledigt, treffend zum Schimmelreiter ernannt worden. Es ließen sich interessante Portraite von solchen Schimmelreitern entwerfen, aber das gehört schon mehr in das Gebiet der Physiognomik und Schädellehre, als in jenes der Cultur-Historie. Dieses letztere ist aber mit obiger Darstellung des Schimmelreiters erschöpft. Dieses Wort findet sich merkwürdiger Weise ungeachtet seiner Verbreitung — in keinem Lexikon. Es geschieht dadurch dem Worte ein um so größeres Unrecht, als es oft

den einzigen Erklärungsgrund für manchen Bescheid bildet, der wie eine Faust auf's Auge paßt. Ich werde beantragen, daß alle dergleichen Schimmelreiter oder Schimmelritter ein eigenes Wappen führen sollten, u. z. einen unter der Last von Schimmeln (sind hier ganze Acten-Convolute zu verstehen) erliegenden Schimmel. Dieser müßte, da Grün keine heraldische Farbe ist, Gold nicht paßt, weil zwei Metallfarben, der silberne Schimmel im goldenen Felde unheraldisch wären, im blauen Felde stehen, was vortrefflich paßt, denn ein solcher Schimmelreiter schimmelt ja in's Blaue hinein, läßt oft genug Sitte und Recht blau anlaufen und macht der uneingeweihten Menge nicht selten blauen Dunst vor.

Ich hatte meine letzte Patrone verschossen. Die Wirkung war mörderisch gewesen, die Nase meines Gegners schwitzte sich zu Tode, und er, erst der Löwe der Gesellschaft, dessen Bomben vordem Jeden vernichtend treffen zu wollen schienen, war mäuschenstille geworden, und um seiner schönen Seele wie seinem Wissen ein letztes Relief zu geben, stotterte er: Mir hätte es doch schon längst einfallen sollen, daß der Schimmel von dem lateinischen Simile abgeleitet werden könne.

Nicht könne, mein Herr, sondern wird, verlassen Sie sich darauf, rief ich und wendete mich zur Gesellschaft mit den Worten: Sie sehen, meine Verehrten, diesem antiquarischen Plunder wohnt selbst humoristischer Reiz inne.

Ich weiß nicht ob ich den Sprichwörter-Haifisch von seiner Wuth gegen diesen antiquarischen Plunder

geheilt habe, daß er aber seit jenem Tage diese Gesellschaft nicht mehr besucht, ist eine Thatsache. Auch verbreitete sich die Nachricht von diesem seinem Solferino unter seinen Collegen, bei denen er längst seiner armseligen Schimmelreiterei wegen nicht in gutem Andenken stand und wegen seiner Niederlage nicht im Geringsten bedauert wird.

Ich hänge diesem Vorgespräch ein kurzes Nachwort an, welches ich der geneigten Aufmerksamkeit meiner freundlichen Leser dringend empfehle. Schon in der Vorrede zu meinem Werke „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten" erwähnte ich, daß mein ganzes umfangreiches Werk über diesen Gegenstand mehr als 1500 Sprichwörter-Ueberschriften in 14 Abtheilungen enthält. Ich hatte meine Arbeit, zu der ich seit vielen Jahren die Materialien gesammelt und vielleicht in mehr als Tausend Bänden das für meine Absicht Brauchbare mühsam aufgesucht und durchgearbeitet hatte, dem Verleger nach Prag zu Anbeginn des Jahres 1861 übersendet. Nachdem sich dieser von einem gelinden Schrecken über den Umfang des Manuscriptes erholt, behielt er dasselbe mehrere Wochen, bis Anfang Mai 1861, bei sich.

Die Abtheilungen meines Werkes hatten folgende Ueberschriften:

I. Historische Redensarten 1—96.
II. Redensarten von Sitten u. Gebräuchen 97—225.
III. Reimsprüche und sprichwörtlich gewordene Lieder-anfänge 226—238.

IV. Berühmte Deviſen und Fürſtenworte 239—257.
V. Von Aemtern, Titeln und Würden 258—300.
VI. Die Sprichwörter von den Frauen und von der Liebe 301—380.
VII. Der Humor im Sprichwort 381—452.
VIII. Schimpf- und Spottworte 453—488.
IX. Volks- und Städteſchimpf 489—590.
X. Die Sprichwörter vom Eſſen u. Trinken 591—670.
XI. Die Sprichwörter von den Heiligen 671—754.
XII. Die Thierwelt im Sprichwort 755—830.
XIII. Droh-, Fluchworte, Verwünſchungen, 831—900.
XIV. Die Weisheit im Sprichwort 901—1200.
XV. Vom Kriegsweſen 1201—1270.

Ein Anhang von ſolchen Redensarten, die ſich in keine der obigen Abtheilungen einreihen ließen, enthielt die Nummern 1271—1540.

Wie groß mußte mein Erſtaunen ſein, als ich im Jahre 1862 eine Reihe von Werken über Sprichwörter unter den Titeln: „Das Sprichwort als Humoriſt“ (meine VII. Abtheilung heißt: „Der Humor im Sprichwort“); „Das Sprichwort als Philoſoph“ (meine XIV. Abtheilung heißt: „Die Weisheit im Sprichwort“); „Die Frau im Sprichwort“ (meine VI. Abtheilung heißt: „Die Sprichwörter von den Frauen und von der Liebe“); „Internationale Titulaturen“ (meine IX., ihrem Inhalte nach mit dem bezeichneten Werke höchſt ähnliche Abtheilung heißt: „Volks- und Städteſchimpf“) erſcheinen ſah. Dieſe Ideenaſſociation in der Wahl und Eintheilung eines Stoffes gränzt an's Wunderbare. Noch heute kann ich mich von

meinem Staunen über dieſe literariſche Hellſeherei zweier mir ganz unbekannten, durch faſt 100 Meilen von mir getrennten Menſchen nicht erholen. Der zweimonatliche Aufenthalt meines Manuſcripts in Prag hat Veranlaſſung zu Inſpirationen eigener Art gegeben. Um aber von meiner Arbeit zu retten, was noch zu retten iſt, und trotz meines gut katholiſchen Glaubens allen ferneren ſolchen Wundern ihre Quelle zu verſtopfen, laſſe ich meinen „hiſtoriſchen Wörtern“, welche überall eine freundliche Aufnahme gefunden, meinen „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort“ folgen. Das unvergleichliche und in jeder Beziehung vortreffliche Sprichwörter-Lexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander kann meine Arbeit nicht beeinträchtigen: Denn jenes, heftweiſe erſcheinend, und in 4 Heften bei Bür angelangt, wird erſt ſpät viele der in meinem Werke behandelten Redensarten, Sprüche und Worte bringen können. Dann iſt auch Zweck und Charakter beider Werke ein weſentlich anderer. Wohl hatte ich vor Jahren eine Sprichwörter-Polyglotte in Angriff genommen, ähnlich dem Wander'ſchen Werke — dieſem ſprach- und culturgeſchichtlichen Schatze, den nur deutſcher Fleiß und deutſche Geduld aufzuſpeichern vermag — aber ich kam zur Ueberzeugung, daß, wie auch eine ſolche Polyglotte für die Sprachwiſſenſchaft, Culturgeſchichte und Geſchichte der Philoſophie aller Nationen wichtig wäre, ein ſolches Werk doch nur von Mehreren, die ſtrenge nach einem Programme arbeiten, vollendet werden könne.

Dr. Conſt. von Wurzbach.

Glimpf und Schimpf

in

Spruch und Wort.

I.

Volks- und Städte-Glimpf und Schimpf.

„Glimpf" ist ein Wort von gar schöner Bedeutung; es drückt die ganze Stimmung der Seele aus, welche dem kalten Ernst, der liebelosen Strenge, dem hartnäckigen Willen, dem unbeugsamen Egoismus und Eigensinn entgegengesetzt ist; also bezeichnet es: Sanftheit, Gelindigkeit, Milde, Nachgiebigkeit, Vertrauen erweckendes Wohlwollen, Gleichmuth der Seele; dann auch gute Meinung, Verehrung, Würde, persönliches Ansehen.
Körte, 161.

Auch die Völker, Städte- und Dorfbewohner haben es nicht unterlassen, sich durch Witz- und Spottreden wechselseitig Eins anzuhängen, und in der That, es ist ihnen manchmal ganz vortrefflich gelungen. Im Glimpf und Schimpf auf Volk und Stadt, liegt so zu sagen ein ganzer culturhistorischer Hort. Bemerkenswerth ist es, daß auf diesem Gebiete der Spruchweisheit der Schimpf ungleich stärker vertreten ist, denn der Glimpf: Es geht dabei so zu wie bei den Menschen, es sagt Eins dem Andern lieber etwas Schlechtes nach als etwas Gutes. Einem Eins anzuhängen scheint auch bei moralischen Personen stets besonders

beliebt gewesen zu sein. Die Artigkeiten und Complimente, welche die Spruchweisheit den Völkern und Städten in's Gesicht sagt, sind meist fade, ohne Salz; hingegen fehlt es an letzterem den Betisen nicht, mit denen man sich wechselseitig beehrt hat. Auch lebt der Volks- und Städteschimpf im Gedächtnisse lustig fort, den Glimpf muß man erst mühsam aus dem Sprachschatze hervorholen. Aus der reichen Partie dieses culturhistorischen Gebietes, welches ich in einem fast colossalen Umfang durchgearbeitet, habe ich ohne eine bestimmte Richtung jedoch meist solche hervorgesucht, deren Entstehung entweder an und für sich interessant, oder über deren Ursprung noch lange nicht alle Zweifel behoben sind, und welche in einem erst jüngst erschienenen Machwerke, das zu meinem eigenen Werke in einer für mich nichts weniger als angenehmen Beziehung steht, gar nicht vorkommen.

Meißner sind Gleißner. Der Meißner Kothurn. Meißner sind Gleißner, so lautet die Charakteristik der Meißner im Sprichworte. Es frägt sich nun nur, in welcher Bedeutung das „Gleißner" hier zu nehmen ist. Gleißen mit dem Stamme gleitan, daraus mittelhochdeutsch glizen, heißt glänzen, glitzern. Abgeleitet von ge-leich-sam, auf Grundlage des gothischen Galeiks und des mittelhochdeutschen ge-lichen bedeutet es: sich verstellen, heu-

cheln, das heißt nicht der ſein, der man ſcheint, nur gleichſam ein Gewiſſer ſein, die Gleichheit mit Etwas in hinterliſtiger, ſchlauer Weiſe annehmen.

Welches von dieſen gebührt nun den Meißnern? Zu großer moraliſcher Befriedigung können wir ſagen, daß die Meißner nur auf das Gleißen in der zuerſt angeführten Bedeutung Anſpruch haben, und ſie ſich daher wörtlich glänzend aus der Affaire ziehen können. Es ſind tüchtige Gewährsmänner, die ihnen das herausgearbeitet. Der eine iſt der berühmte ſächſiſche Geſchichtſchreiber Peter Albinus, der in ſeiner meißniſchen Land-Chronik (1559, S. 319) die Erklärung gibt, daß die Meißner jenen Beinamen von ihrer Reinlichkeit und Zierlichkeit ſowohl im Baue ihrer Städte und Dörfer, als auch in ihrem häuslichen Leben, in ihren Geberden, in Sprache und Sitte, und zwar mit Recht erhalten haben. Die zweite, noch unverdächtigere Quelle iſt die „Arithmologie“ des berühmten Camerarius, der in ſeinem Buche den Meißnern drei der ſchönſten Prädicate gibt. Er nennt ſie nämlich magnifici, speciosi, locupletes, ſchätzenswerthe, ſaubere, behäbige Leute! Wer möchte nun noch im Entfernteſten glauben, daß die Meißner nur — „gleichſam“ Meißner ſeien? Wir finden es daher zum mindeſten abgeſchmackt, wenn in einem ganz neuen Sprichwörterbuche die Stelle vorkommt: „Die Meißner ſtehen in dem Rufe, nicht aufrichtig zu ſein: Meißner, Gleißner!!!“

Kaum aber haben wir von den Meißnern den Verdacht des Gleißnerthums abgewendet, ſo müſſen ſie ſchon wieder vom Leder ziehen und ſich eines andern

Spitznamens wehren, der noch geheimnißvoller und daher tiefgehender ist: Die Meißner auf dem Kothurn. Haben sie sich etwa einmal als Dramatiker oder Schauspieler blamirt, oder sind sie so überschwenglich poetischer und tragischer Natur, daß jeder Meißner seinen Kothurn durch's Leben schleppt? Denn der Kothurn, wie wir wissen, war auf den griechischen und römischen Bühnen jener ästhetische Theaterapparat, auf dem die Darsteller tragischer Rollen sich zu bewegen hatten, damit sie eine ideale, der Würde der Tragödie entsprechende Größe erreichten. Wie aber die Meißner, ohne zu wollen, in Verbindung mit dem Kothurn gebracht wurden, wollen wir gleich berichten.

Der Spitzname Meißner Kothurn ist im J. 1536 bei Gelegenheit des Lärms über die Annahme des bekannten Interims in der Religion entstanden. Die meißner Theologen, von der Schule des Melanchton wollten dem erzürnten Kaiser etwas zu Gefallen thun und sich nachgiebig zeigen. Die weimarer Theologen aber, echte Rigoristen, verwarfen die Interimslehre ganz und entwarfen eine besondere Urkunde über ihr eigenes Glaubensbekenntniß, woran sie steif und fest halten zu wollen erklärten. Der Meißner Nachgiebigkeit aber, die sie für Doppelseitigkeit erklärten, nannten sie den Meißner Kothurn, anspielend auf die Eigenthümlichkeit jener Tragödien-Schuhe oder vielmehr Schuhunterlagen, welche eben auf alle Füße paßten, zum Unterschiede des eigentlichen Schuhwerkes, das eigentlich nach dem Fuße gerichtet ist. Somit steckt in dem Schimpfwort Meißner Kothurn der Begriff der Doppelseitigkeit, Doppelzüngigkeit. Co-

thurno versatilior sagten die Römer von einem doppelzüngigen Menschen, der es mit Allen halten will und daher nichts hält. Diese Erläuterung findet sich in der Geschichte der Landgrafschaft Thüringen vom J. 1685," und war in diesem Falle eine Ehrenrettung der Meißner, wie bei „Meißner sind Gleißner" nicht leicht möglich. Immerhin mag diese Nachgiebigkeit der Meißner in Glaubenssachen ihnen mehr zur Ehre gereichen, als den Orthodoxen ihre unheilbringende Starrköpfigkeit, welche nur Zank und Hader stiftet und immer das Kind mit dem Bade verschüttet[1]).

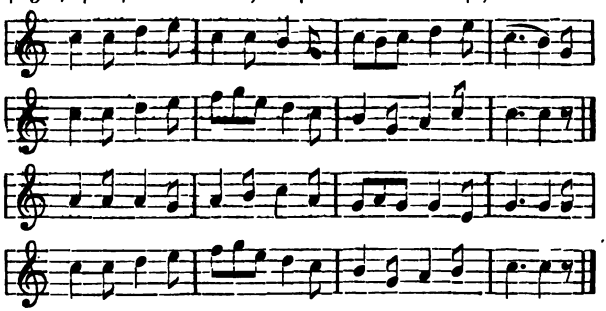
*

Yankee's. Yankee-Doodle — Jan Hagel — John Bull — Bruder Jonathan — Uncle Sam. Der Engländer nennt spottweise den Amerikaner einen Yankee. Dieser Spott fällt aber auf ihn selbst zurück; denn Yankee ist nichts Anderes als das von den Indianern von Massachussets in Yenghis, Yanglus verderbte — Englisch, d. h. ein Engländer.

Der berühmte und beliebte Yankee Doodle soll aus dem Jahre 1755 herrühren und von einem Doctor Shuckburg für englische Rekruten componirt worden sein, welche nach Albany gegen die Franzosen gesendet wurden und in ihrem ganzen Auftreten Stoff zu allerlei witzigen Bemerkungen gaben. Sie hatten nämlich alles sehr altmodisch, da sie eben erst aus den nördlichen Colonien gekommen waren und mar-

[1]) Diese und die folgenden Zahlen beziehen sich auf die zu Ende des Werkes befindlichen Anmerkungen.

ſchierten unter anderm auch nach einer ſehr veralteten Melodie. Shuckburg nun machte ſich den Spaß und componirte ihnen eine eigene Melodie, von der er ſagte, ſie ſei die berühmteſte in der brittiſchen Armee:



Zur Beluſtigung der Britten nahmen die Provinzler das Geſchenk dankbar an, und hielten Yankee-Doodle fortan in Ehren.

Indeß finden ſich Spuren dieſer Melodie ſchon zu Carl's I. Zeit in England. Während der Regierung ſeines Sohnes war ſie das Accompagnement zu einem Liedchen auf eine damals bekannte „leichte" Dame, das ſich als Ammenlied fortgeerbt hat.

Vielleicht ſtammt die Yankee Doodle aus Holland. Zur Erntezeit ſingen dort nämlich die deutſchen nach den Niederlanden wandernden Arbeiter, wenn ſie ihre Buttermilch und ihren Getreidezehend erhalten haben:

„Yanker didel, dodel down,
Didel, dudel lanter,
Yanke viver, voover vown,
Botermilk and tanther."

Andere wollen ihn gar aus dem Persischen ableiten, da — mit Bezug auf Amerika — das persische Wort Yanki-Dooniäh die Bewohner einer neuen Welt bedeutet[2]).

Jan Hagel — John Bull ist der Ausdruck für den pöbelhaftesten Pöbel. Jan steht hier für Johann, Hans. Hagel scheint, nach Schwenk, gleicher Abkunft mit Hack, wie denn Hack und Mack, auch Hackel-Packel ebenfalls die Sippe des Pöbels bezeichnet; nach Andern käme es von Hagen der Zuchtochse oder Bull, woraus Hagel, d. i. Grobian wurde. Dem ist wohl auch verwandt unser „Gepack" in: „Ihr seid ein rechtes Gepack," soviel wie „Volk," das mit dem französischen gleichbedeutenden „Bagage" auf die letzte Wurzel leitet.

Bei Butler heißt es:

„Die Fliege, gar gerne, wenn sie ruht,
Den Steis präcis nach oben thut;
Wie denn auch oft in einem Staat
Jan Hagel seinen oben hat."

Dagegen meint das Volk:

„Es fließet eitel leere Kunde
Nicht immer aus Jan Hagels Munde."

Wir kommen von Jan Hagel folgerichtig zu John Bull.

So nennt man das englische Volk, wenn man nicht von der Elite desselben sprechen will. Bull heißt im englischen Stier. John ist Johann und dasselbe, was Jan in Janhagel und

Hans im Deutschen ist. Es scheint uns dieses John Bull einen doppelten Sinn zu haben: einmal hergenommen von der massiven Erscheinung eines Stieres, also etwas Rohes, Plumpes bezeichnend; dann auch mit Hinblick auf die vortreffliche Rinderzucht der Engländer und mit „delicater" Anspielung auf ihre Beefsteaks. Ist auch gleichen Stammes mit Bellen. Stelle man sich nur einen so wohlgenährten englischen Pächter oder noch besser einen berühmten Boxer vor, und man wird auf der rechten Fährte sein. John Bull und Jan Hagel wären sich also so ziemlich gleich. In Swift's witziger Geschichte Europa's kommt England zum ersten Male unter dieser Benennung vor[3]).

Bruder Jonathan ist das für den Nordamerikaner, was John Bull für den Engländer. Man nennt den jetzigen Bürger der vereinigten Staaten allgemein Bruder Jonathan, nur ist die Bezeichnung Bruder Jonathan lange nicht so derbe wie etwa Jan Hagel und John Bull. Bruder Jonathan ist ein ganz gutmüthiger Kumpan, was man von seinen beiden Vettern eben nicht sagen kann. „Bruder Jonathan" verdankt diesen Gattungsnamen einem wirklichen Jonathan, der zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges unter Washington Gouverneur des Staates Connecticut war, nämlich Jonathan Trumbull. Als der kühne Washington Massachussets vertheidigte, wollte es ihm nicht gelingen, sein Heer zu verproviantiren. Angesichts der heranrückenden Engländer entstand daher große Rathlosigkeit. Da erinnerte

ſich der General ſeines Freundes Trumbull, eines Mannes, der ſtets Rath wußte. Er rief aus: „Wir wollen doch hören, was Bruder Jonathan denkt!“ Wirklich einvernommen gab der kluge Amerikaner entſprechende Rathſchläge, die aus aller Verlegenheit halfen und es möglich machten, den Feind aus dem Staate zu jagen. Seit dieſer Zeit hieß es in ſchwierigen Situationen ſtets: „Man wird wieder den Bruder Jonathan fragen müſſen.“ Dieſer „Bruder Jonathan“ blieb ſo den Nordamerikanern als bezeichnender Name.

Noch häufiger als „Bruder Jonathan“ und weniger gemüthlich iſt in Nordamerika der Spitzname: „Uncle Sam!“ d. i. Onkel Samuel, abgeleitet von der Deutung, die ein Witzling den Buchſtaben U. S., die eigentlich United States bedeuten, gegeben haben ſoll[4]).

Uebrigens beſitzt jeder einzelne Staat, auch bald jeder einzelne Stand in Nordamerika ſeinen Spitznamen. So heißt ein Bewohner des Staates Illinois: „Sauger von Illinois“; von Miſſouri: „Dachs aus den Bleiminen Miſſouri's“; in Michigan: „Wolfsnatur, Vielfraß von Michigan“; am Ohio: „Bocksauge vom Ohio;“ in Kentuky: „Rothfuchs von Kentucky“. Die Franzoſen werden mit „Monschur Tonson,“ die Courmacher junger Mädchen mit „Sparkers“ verſpottet, von to sparkle, mit den Augen funkeln, liebäugeln.

*

Das hat er zu Freiburg im faulen Pelz gelernt. Dieß ſagte man vornehmlich von Thomas Murner, dem berühmten Satyriker des 16. Jahrhunderts,

Verfasser der „Narrenbeschwörung“ (Straßburg, 1512); der „Schelmenzunft“ (1812); der „Gäuchmatt“ oder „Geckenwiese“ und Bearbeiter des „Till Eulenspiegel“, als er sich in der Schweiz zu Freiburg aufhielt und es hieß: „er habe seine Kunst daselbst im faulen Pelz erschnappt“. Bei uns versteht man unter dem „faulen Pelz“ Faulheit und Nichtsthun, und einen Menschen, der sich dem ergibt, schilt man einen Faulpelz. Auf Murner angewendet hat es wohl eine andere Bedeutung, die man sich vielleicht zunächst aus seinem Wesen erklären könnte, denn er war, wie er geschildert wird, ein unruhiger Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, derb, grob und persönlich, umständlich und geschwätzig, der seine Weisheit gerne in Schänken und Weinbuden an Maulaffen, Müßiggänger und politische Kannegießer nur um das Vergnügen, recht herfallen zu können über alles, was just ihm nicht behagte, um ein paar Krüge Bier losschlug. Eine solche von Murner in besondere Affection genommene Bude führte im Schilde den unsauberen Titel: „Der faule Pelz.“ Nun mochte Jemand, der im „faulen Pelz“ zu Freiburg den Vorlesungen Murners beiwohnte, Mancherlei erlernt haben, was er eben im Leben wenig brauchen konnte. Daher obiges Sprichwort, dessen Bedeutung nun wohl nicht mehr zweifelhaft sein dürfte. Für die sonderbare Bezeichnung des Wirthshauses „zum faulen Pelz“ finden wir noch heute eine Gewähr, indem in Heidelberg eine Brauerei dieselbe Bezeichnung führt.

*

Der Dresdener Auswiſcher. — Die Camenzer Naſe. Wer nach Dresden geht, muß ſich in Acht nehmen, nicht einen ſogenannten „Auswiſcher“ zu bekommen. Man kann ſich ihn auf den drei ſchönſten Punkten, nämlich auf der Brücke, der Brühl'ſchen Teraſſe und an den Elbeufern holen, wenn man etwas erhitzt ſich dorthin wagt und unvorſichtig dem Strome der an dieſen Punkten beſonders ſcharfen Luft ausſetzt. Um ſich über das Weſen des Auswiſchers zu informiren, darf man hierauf nur ſeiner Naſe nachgehen; denn an dieſer geht es aus. Es entwickelt ſich nämlich eine roſenartige Entzündung der Naſenſpitze, verbunden mit heftigem Schmerze in den Vorderzähnen, und man hat mehrere Tage zu thun, ehe man dieſes Angedenkens einer „ſchönen Gegend“ wieder los wird. Komiſch iſt es, daß das eigenthümliche Ausſehen der Naſe ſtets zu Gelächter und Heiterkeit auffordert. Der, dießmal nicht nach der Schule riechende Name dieſes Zuſtandes, Dresdener Auswiſcher, ward von den dortigen Aerzten erfunden. — Ein hiſtoriſches Seitenſtück zum naturhiſtoriſchen Dresdener Auswiſcher bildet die „Camenzer Naſe“.

Nach der hierüber beſtehenden geſchichtlichen Aufklärung hätte man ſich wohl nichts Beſſeres als eine „Camenzer Naſe“ anzuwünſchen, etwa wie das „Tiſchlein deck' dich“, oder den „Knüppel aus dem Sack“ von „damals“; denn die Camenzer Naſe wittert Alles voraus und gibt natürlich ihrem glücklichen Träger Zeit, ſeine „Maßregeln“, wie man ſagt zu nehmen. Das iſt aber häufig ſo viel als ein ge-

deckter Tisch — natürlich die Nase witterte ja den Braten schon im Voraus. Wir Deutsche haben übrigens auch ohne diese Erklärung alle Ursache, vor den Camenzer Nasen Respect zu haben, denn eine solche muß wohl der größte „ästhetische Witterer" aller Zeiten, Lessing, der in Camenz geborene, getragen haben. Nun aber zur Geschichte.

Camenz ist eine Stadt der Ober-Lausitz. Diese kriegte einst Händel mit dem Reiche und der Reichsmajestät. Da die Lausitzer nach und nach fühlen mochten, es sei nicht gut, auf große Herren Gesichter zu schneiden, so entschloßen sich fünf Städte des Landes zur Absendung von Abgeordneten nach Prag, alldort abzubitten und sich wieder in Gnade zu setzen. Die sechste Stadt, und das war Camenz, that aber nicht so, und man blieb dort daheim. Der Erfolg aber zeigte, daß die Camenzer sehr Recht hatten und „feine Vögel" waren, die den Braten wirklich gerochen haben mußten. Denn der Empfang der Abgeordneten war ein so haarsträubender, daß diese sich die Ohren verhielten und, ohne umzusehen, nach der Lausitz zurückliefen. Die Camenzer aber, die sich das erspart hatten, durften von nun an ihre Nasen wirklich höher tragen [5]).

*

Der Bock von Lamprecht. — Das Quarkschießen zu Budissin. — Der Gemeindetag zu Gebsweiler. Da haben wir es gleich mit drei ganz possierlichen Vorfällen zu thun, von denen zwei der Culturgeschichte, der dritte zur Geschichte der Dorfdiplomatie gehört,

zu welcher letzteren mancher Salon-Diplomat mit Erfolg in die Schule gehen könnte. Der Bock von Lamprecht gehört in der That zur derbsten Sorte des Volksschimpfs.

Damit verhält es sich so: die Gemeinde Lamprecht besitzt in den ausgedehnten Waldungen Deidesheims (Hardtgebirge) verschiedene Weide- und Streunutzungsberechtigungen, um deren Anerkennung sie schon seit dem 14. oder 15. Jahrhundert verpflichtet ist, alljährlich diesem Städtchen unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten einen Geisbock zu liefern. Denselben muß am dritten Pfingsttage der jüngste Bürger Lamprechts an einem Stricke über das Gebirge führen und vor Sonnenaufgang nach Deidesheim an das bestimmte Haus bringen, woselbst dann der Führer einen Imbiß erhält. Der Bock selbst wird hierauf versteigert. An Klagen und Processen wegen dieses duftigen Thieres fehlte es nicht; Lamprecht wollte schon oft die Bocklieferung in eine Geldleistung umwandeln; es ward nicht angenommen. In Folge eines solchen Processes ward die Lieferung von 1851 bis 1858 sistirt, und es kam daher nach Austrag desselben zur Absendung von 8 Stück Böcken auf einmal. An dieser Lieferung im J. 1858 sollen aber wieder Häkchen gefunden worden sein, und die Deidesheimer geben den Gedanken nicht auf, die „Lamprechter dennoch aus dem Walde zu bringen," wie sie sagen[6]). —

Das Quarkschießen zu Budissin ist ein geschichtlich noch dunkler Volksbrauch. Man erzählt sich darüber das Folgende:

In Budissin ward in frühern Zeiten ein Scheibenschießen gehalten, welches mit sonderbarem Beiwerke und von eigenthümlichen Ceremonien begleitet war. Man schoß nämlich in nicht zu weiter Entfernung in eine mit Citronen und Quarkkäsen bemalte Scheibe, die während des Schießens durch eine Laube gezogen wurde. Traf der Schütz das Bild einer Citrone, so überreichte ihm der Stadt-Ceremonienmeister unter Trompeten- und Pauken-Schall und vielen steifen Complimenten auf silbernem Präsentir-Teller eine Citrone nebst einem Glas Wein. Ward hingegen ein Käse getroffen, brachte ein wendischer Hochzeitbitter auf hölzernem Teller weißen Quarkkäse, wie er dort auf den wendischen Dörfern verfertigt ward, nebst einem Glase Bier, wobei er sich in schrecklich kauderwelschem Deutsch aussprach. Dazu tönte eine echt wendische, ohrenzerreißende Musik, bestehend aus zwei sonderbar gebauten Geigen mit drei Saiten, einer Schalmei und einem Dudelsack[7]).

In früheren Zeiten wurde dieser Volksscherz — dessen Ursprung uns nicht bekannt ist — öfter begangen; nach einer etwa 40jährigen Unterbrechung — in Folge der kriegerischen Zeitereignisse — wurde er im J. 1819 wieder aufgenommen und am 26. Aug. ein solches Quarkschießen zu Budissin gehalten. —

Ob eine der vielen europäischen Fragen, welche seit dem verhängnißvollen 2. December auf den diplomatischen Tisch geworfen und von dem großen politischen Escamoteur der Gegenwart immer wieder vor ihrer Erledigung changirt wurden, so zu Ende gebracht werden wird, wie der Gemeindetag zu Gebsweiler zu

Ende ging, in welchem sich ein ganz köstliches Stück Dorfdiplomatie erhalten hat, ist eine Frage, die wir vor der Hand selbst mit der Erörterung des Gebsweiler Gemeindetages changiren.

Das endet wie der Gemeindetag von Gebsweiler, sagen wir, wenn etwas ganz gut und friedlich endet, nachdem man, wie die Sache etwa angelegt war, schon auf große Verlegenheiten und eine stürmische Entwicklung gefaßt war. „Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus“. In der nachfolgenden Geschichte, die dem Sprichworte zu Grunde liegt, sehen wir übrigens außerdem noch das Beispiel. einer feinen diplomatischen Wendung, wobei durch Beobachtung der Form das Wesen der Sache gerettet ward.

Also zu Gebsweiler ließ der Pfarrer die Fahnenstangen neu fassen und bemalen, ohne den Schulzen und Kirchenpfleger zu befragen. Das ging ihnen gewaltig in die Nase. Als die Arbeit fertig war, lud der Pfarrer die beiden Männer zu sich auf einen Imbiß und that sehr freundlich mit ihnen. Im Laufe des Gespräches erwähnte er auch so nebenbei, daß die Fahnenstangen neu müßten gefaßt werden, und frug, was denselben für ein Anstrich sollte werden? Da sprach der Schulze: „Ich denke, man ließ' es bei der Farbe, die sie jezo haben. Was meinst Du, Nachbar?“ — Worauf der Kirchenpfleger sagte: „Ja wohl“ — und die Versammlung ging ruhig auseinander; war ja doch nichts aus der Form gegangen.“

*

Böhmische Dörfer — Spanische Schlösser — Blinder Hesse. — Wem wären der erste und letzte Volksschimpf — der letztere ist aber doch eigentlich ein Glimpf — unbekannt? Weniger dürfte dieß mit den spanischen Schlössern der Fall sein. Ueber die böhmischen Dörfer besteht eine geschichtliche Erklärung, die aber offenbar nicht stichhaltig ist; denn sie läßt nicht ganz jenen Sinn ahnen, welchen der Volksmund mit dieser Redensart verbindet. Sie soll nämlich aus dem J. 1466 stammen, in welchem Böhmen so verwüstet wurde, daß oft weit und breit kein Dorf zu sehen war.

Untersuchen wir die Sache nach ihrem rechten Klange und, wie gesagt, vor Allem nach der volksthümlichen Deutung. Wir wenden diese Redensart an, wenn wir Dinge charakterisiren wollen, die uns entweder fremdartig anmuthen und unzugänglich sind, oder von denen wir die Ueberzeugung haben, daß wir uns mit ihnen nicht befreunden können, ohne mit allen unsern Anschauungen in Conflict zu gerathen. Wohl ist der nächste Begriff des Fremden, Unbekannten nicht ausgeschlossen, und wir sagen ganz richtig von dem Jungen, der vor einem Wissensobjecte verblüfft und mit langem Gesichte steht, daß ihm dieses „böhmische Dörfer" seien. Aber wir werden auch so, gewissermaßen abwehrend, sprechen, wenn Jemand unserer Intelligenz und Ueberzeugung mit einer Rede Gewalt anthun will. „Was Du da sagst, sind mir böhmische Dörfer", d. h. wohl, ich kann mich damit nicht vertragen, befreunden.

Wir dürfen ferner, was den Klang der Phrase

betrifft, über das geographische Element derselben nicht hinwegsetzen. Böhmen, das Land der Wälder, ein Gebiet des Nordens, blieb, wie überhaupt die letztere Weltgegend, länger außer dem Zusammenhange mit der Cultur des mittleren und südlichen Europa's. Wie die Römer und Griechen dort ihre „Barbaren" fanden, so schlich sich in die deutsche, wohlverstanden deutsche Volksanschauung das „böhmische Dorf" ein.

Noch mehr, wir können uns weiter an den Klang halten.

Übersehe man nur das Register echt böhmischer Dorfnamen. Wenn da eine deutsche, solchen Klanges ungewöhnte und ungeübte Zunge nicht an natürliche Hindernisse stößt und es nicht unwillkührlich ausspricht, daß sie es mit sehr Fremdartigem zu thun habe, so ist sie nicht eine deutsche Zunge. Fassen wir nun diese Ueberraschung, dieses Bewußtsein des unüberwindlich Fremden bei nächster Gelegenheit und ähnlichem Anlasse in einen Spruch zusammen, so muß er lauten: „das kömmt mir vor wie — böhmische Dörfer." Und dieß wird gelten, sowohl in Hinsicht des Klanges als auch der moralischen Anschauung, in sprachlicher und original volksthümlicher Beziehung.

Endlich gibt ja nicht blos Böhmen, sondern auch Spanien, China, wie wir Alle recht oft hören, die Namen zu gleichbedeutenden Redensarten her. Man sagt: das klingt spanisch, das ist chinesisch, will heißen: fremd, fremdartig, verworren, barbarisch, wobei wir übrigens zur Ehrenrettung der genannten Länder es aussprechen müssen, daß wir damit auch die eigene theilweise Un-

kenntniß von denſelben bewußt oder unbewußt charakteriſiren. Der deutſche Jude ſagt: „das ſein polniſche Dörfer für mich," welche Bezeichnung für etwas, was er nicht verſteht, durch die häufige Heimſuchung polniſcher Juden ihm näher als eine andere liegt.

Ganz analog unſern „böhmiſchen Dörfern" ſind die „ſpaniſchen Schlöſſer" im franzöſiſchen Volksmunde: „faire des chasteaux en Espagne," eine Redensart, welche ſchon in's 13. Jahrhundert zurückreicht und anläßlich welcher ſchon Montaigne ſagt: Une resverie sans corps et sens sujet régente notre ame et l'agite; que je me mette á faire des chasteaux en Espaigne, mon imagination m'y forge des commodités et des plaisirs desquels mon ame est réellement chatouillée et rejouie." Pasquier wieder in ſeinen „Recherches de la France" erklärt dieſe Redensart auf analoge Weiſe, wie unſere böhmiſchen Dörfer geſchichtlich erklärt werden, er ſchreibt, daß Schlöſſer in Spanien ſelten ſeien, und findet den Grund ihrer Seltenheit in der Abſicht, die Mauren in ihren Kämpfen zu hindern, ſich ſolcher Schlöſſer, wenn ſie vorhanden geweſen wären, zu bemächtigen und ſo ein Mittel zu beſitzen ſich zurückzuziehen und zu langer und hartnäckiger Vertheidigung vorzubereiten. Fleury de Bellingen aber verſetzt den Urſprung dieſer Redensart ſogar in die Römerzeiten, und zwar in jene des Aufenthaltes von Caecilius Metellus in Spanien zurück. Im Deutſchen ſpricht man, aber unrichtig, von „ſpaniſchen Dörfern," ſo wie man von Dingen, die man nicht verſteht, zu ſagen

pflegt: „Das kommt mir spanisch vor“. Wer aber zum Beispiel türkisch oder griechisch oder polnisch nicht versteht, kann ebenso gut sagen, das kommt mir türkisch, griechisch, polnisch vor, d. h. das verstehe ich nicht[8]).

Sind die zwei eben erörterten Redensarten im Grunde genommen ziemlich harmloser Natur, so ist dieß mit dem blinden Hessen nicht der Fall, wobei Unwissenheit und Spottsucht aus dem Ehrenworte, aus dem Volksglimpf einen Volksschimpf gemacht haben. Bei der Titulatur „blinder Hesse“ handelt es sich zunächst um die Etymologie des Namens Hesse, denn darin soll auch die Deutung des sonderbaren, so wenig schmeichelhaft klingenden Beinamens zu suchen sein. Die Hessen wären die Nachkommen der Catten, Katten oder Khazzen, aus welch letzterm Namen sich das Hesse: selbst gebildet haben soll. Jene ursprüngliche Bezeichnung: Khazzen hätte die Anspielung auf das blinde Zurweltkommen der Katzen veranlaßt und daher auch auf die Hessen übertragen. Aber dem entgegen steht so Manches, und obenan wohl die Thatsache, daß man in Deutschland noch jetzt nicht nur die Hessen, sondern auch die Schwaben mit diesem Prädicate beehrt, wenn sich nämlich Einer findet, der nicht gleich sieht, was doch Alle sehen müssen. „Blinder Schwab“ ist ein schweizerisches Sprichwort, und man glaubt hie und da allen Ernstes, daß die schwäbischen Bauern durch zehn Tage nach ihrer Geburt blind seien.

Merkwürdig aber ist zu sehen, daß zwei einander schnurstracks entgegengesetzte Deutungen dieser Re-

densarten bestehen. Während nämlich die eine uns damit an eine sprichwörtlich gewordene Tapferkeit des Volksstammes erinnern will, indem sie das blind von dem blinden Losgehen auf den Feind herleitet, macht die andere geltend, daß wir es hier mit einem geschichtlichen Schimpfe zu thun haben, mit einer Anspielung auf jene Zeit, als die Urväter der Hessen, eben die Katten, von den Sachsen über die Weser zurückgeschlagen worden sind.

Wir sind der Meinung, daß, wenn auch nicht von daher das Moment des Spottes in der Redensart herzuholen ist, dieses Moment jedenfalls festzuhalten sei, da sie ja nur mit diesem accentuirt gebraucht wird. Wir würden uns dann dafür entscheiden, das blind entweder in der Bedeutung des englischen blind, als „falsch" zu nehmen, oder zu bemerken, daß blind im Deutschen selbst auch den Begriff von nichtig, hohl, leer, gehaltlos repräsentirt. Wir erinnern da an den Ausdruck: „blind geladen", d. h. nicht scharf, ohne das treffende Element der Kugel und Schrote, was auf „nichtig" und „gehaltlos" hinausläuft.

Ein anderer Aufschluß wäre nach Grimm in der Mythe der Welfen zu suchen, die sich unter den Baiern, Schwaben und Hessen erhalten hat. Da ist die Sage von den zwölf auf einmal gebornen Knäblein, welche ersäuft werden sollten, aber durch den Vater, dem man die Kinder für blinde Welfen ausgab, am Leben erhalten wurden. Sie heißen fortan Welfe, d. i. Hunde (daher auch die Hessen in der Geschichte als „Hundhessen" vorkommen). Dieser

Kern der Mythe, die welfische Blindheit, wäre nun der Kern der neuern Anspielung geblieben, um so mehr, als Welf, Huelf eigentlich catulus bedeutet, und die Blindheit auch den Jungen der Löwen, Wölfe und Katzen nachgesagt wird.

Uebrigens geben Fingerzeige zu Deutungen gar viele derbe Volkssprüche, in welchen nicht nur den Hessen, sondern ihrem Lande als solchem so manches nachgesagt wird, das uns den spöttischen Geschmack der Redensart nicht verkennen läßt. Vom Lande Hessen spricht der Volksmund:

„Im Lande Hessen große Schüsseln, wenig Essen!"

oder:

„Das Land zu Hessen
Hat große Berg' und nichts zu essen,
Große Krüge und sauren Wein,
Wer möcht' im Lande Hessen sein?"

Von den Hessen selbst heißt es: „Wenn ein Hesse in ein fremd Haus kommt zittern die Nägel an allen Wänden."

„Die Hessen die besten", diese beiden zum Kriegs-Ruhm und Schimpf der Hessen aus den Zeiten des 30jährigen Krieges; dann wieder:

(Er geht) „Blind drauf los wie ein Hesse!" —
„Er läuft wie ein Hesse!" —
und: „Drauf los! es ist ein Hesse."

für deren Sinn, der den Volksschimpf in einen Volksglimpf verwandelt, von Einigen auch angeführt wird, daß im alten Deutsch wie noch jetzt im Dänischen das Wort Heß ein Pferd bedeutet.

Die magere Krume ihres Bodens, der ihr Fleiß doch noch das Erforderliche abzuringen verſteht, hat ſie mit dem zweiten ſeines Fleißes wegen geprieſenen Volke, mit den Holländern in einem Reimlein zuſammengeſtellt, welches lautet:

Wo Heſſen und Holländer verderben,
Wer könnte da ſein Brod erwerben? [9])

*

Deutſch — Deutſchland — Der deutſche Michel. Der Streit über Urſprung und Rechtſchreibung dieſes Wortes ward einſt heftig geführt, und das Reſultat desſelben iſt: daß die Ober- und auch viele Niederdeutſchen ihr Teutſch und Teutſchland gegen diejenigen hartnäckig vertheidigen, welche Deutſch und Deutſchland ſprechen und ſchreiben, und daß man in unzähligen Handbüchern bald die eine bald die andere Schreibart findet. Deutſche Einigkeit!

Wenn die Ableitung der Wörter: Deutſch, Deutſchland oder Teutſch Teutſchland, von Theut, Theut, Thuisko, oder dem gleichbedeutenden Dis, richtig iſt, ſo iſt ebenſo die Schreibart mit dem T, wie die mit dem D gerechtfertigt. Doch haben die Begriffe Deutſch und Deutſchland einen anderen Urſprung, als den oben angegebenen. Alle dieſe Wortbegriffe ſtammen von dem deutſchen Worte Dude oder dem entſprechenden Deuten her.

In einem der älteſten deutſchen Dichter findet ſich hierüber das Folgende:

Dude heit de Spraake die wie spreken,
Darom zall een Dudischer het Dudisch niet ontbreken;

d. h.: Deutsch heißt die Sprache, die wir sprechen,
Darum soll sich der Deutsche des Deutschen nicht entbrechen.

Ueberdieß sind „deutsch“ und „deutlich“ in einer Hinsicht synonyme Ausdrücke, denn man sagt ja sprichwörtlich: „sprich deutsch“, was soviel sagen will, als „sprich deutlich“.

Auch Shakespeare sagt an einer Stelle seiner Dramen: speak german! sprich deutsch, und will damit sagen: sprich deutlich.

Die Deutschen der verschiedensten Volksstämme nannten sich trotz dieser Verschiedenheit der Abstammung unter sich die Deutsamen, die Deutschen, gleichsam die Dutzbrüder.

Die richtige Schreibart dieser zwei und aller davon abgeleiteten Worte ist Deutsch, Deutscher, Deutschland.

Woher entsprang aber das T der Oberdeutschen?

Aus der verdorbenen Aussprache des D, das man wie T lauten ließ, wie der Oberdeutsche ebenso auch das B wie P ausspricht.

Selbst im italienischen tedesco, wo te anstatt the den Artikel bildet, ist in desco das D wieder zu finden; denn die in Italien eingewanderten Longobarden nannten sich the dösken, woraus der Italiener sein tedesco bildete.

Die Wurzel wäre also jedenfalls Deut; und wirklich findet sich diese in den verschiedensten, zu

deutschen Namen entwickelten Formen unserer Sprache, als: Diet, Düid, Düd, Thiud, Thiod, Thioda, Dheod, Theud, Theod ꝛc. Man sehe nur die Namen: Dietrich, Dietbert, Ditmar, Theodor u. s. w. Diet kommt in der Einzahl sogar für einen Einzelnen sogenannten „Mann von Stande" vor. In Hund's Auszügen heißt es:

„Und da so mancher stolze Diet
Zu Hof dem König Engel rieth." —

Wir haben es aber noch mit einem als Schimpf gebrauchten Ausdrucke zu thun, nämlich mit Dötsch, offenbar nichts anderes als Deutsch, das zur Bezeichnung eines stockdummen Menschen hergenommen wird. Zur Rechtfertigung der Deutschen gegen den Verdacht, als beschimpften sie sich selber, nehmen wir gerne die Erklärung an, daß die Dötschen nach alter Benennung die „Holländer" sind, wie sie noch in England dutch heißen, und das „de dötsche Kerl" nur eine derbe Entgegnung auf das holländische duysche muff sei, soviel als der „dumme Holländer", wie man sich den ausgearteten Sachsen ehedem gerne vorstellte. —

Endlich haben wir hier noch zu bemerken, daß neben seinem sprachlichen Werthe das Wort Deutsch auch in culturgeschichtlichem Sinne den Begriff des Geraden, Rechtlichen, Derben in ursprünglicher Sitte und Tüchtigkeit gebe, wie z. B. in Schillers „Fiesco": „Was gibt's?" — „Deutsche Hiebe!" diese Geltung dichterisch zum Ausdrucke gebracht wird [10]).

Von Deutschland zum deutschen Michel ist doch wohl kein logischer Sprung. Wir wollen also

vom deutſchen Michelſprechen, und machen, da wir uns deſſen unterfangen, ihm offenbar ein Compliment; denn wir müſſen wohl annehmen, daß er nicht mehr „ſchläft“; glaubten wir dieß, ſo könnten wir ja in aller Stille an ihm vorüberſchleichen und ihn ſchlafen laſſen. Wir erzählen ihm auch eine ſchöne Geſchichte von einem braven Ahnherrn, welcher der erſte Michel geweſen ſein ſoll, was ihn baß freuen dürfte, wenn ſie nur wahr wäre; aber:

„Aus is's und gar is's,
Nur Schad' daß 's nit wahr is.“

Es heißt nämlich und wurde erſt in jüngſter Zeit von mehreren Journalen colportirt, der erſte deutſche Michel wäre der Generallieutenant Johann Michel Obentraut, ein Deutſcher, geweſen, der in den Jahren 1620—1622 in königl. däniſchen Dienſten ſtand und ſich den Spaniern, gegen die er kriegte, furchtbar machte. So oft dieſe einen Schlag von ihm erhalten hatten, pflegten ſie zu ſagen: das hat uns wieder der verdammte „deutſche Michel“ gethan.

Das wäre, wie geſagt, recht ſchön, wenn es ſich nur ſo verhielte. Aber es findet ſich da ein alter deutſcher Spruch, der bei 400 Jahre älter iſt, als Obentraut gelebt haben ſoll, und dieſer ſagt ganz deutlich:

„Das diutſchiu Volk iſt mihhil giheißan.“ Mihhil im Althochdeutſchen, michel im Mittelhochdeutſchen bedeutete aber ſo viel als groß, und es dürfte daher mit dem deutſchen Michel ſo viel als unbeholfener, klotziger Deutſcher, deutſcher Großhans, das ganze ſchwerleibige deutſche Volk gemeint und geſagt ſein. Dabei iſt es immerhin möglich, daß er

sich in unvordenklicher Zeit einmal ganz entsetzlich blamirt habe. Erzählt man doch von dem deutschen Michel — und eben nur von ihm nnd nicht von John Bull und Yankee, nicht von Jan Hagel und Uncle Sam — leider nur vom deutschen Michel folgende betrübende Geschichte. Michels Mutter habe Micheln um Pfeffer und Salz geschickt und ihm dazu einen Teller mitgegeben mit der Weisung, diese Artikel ja nicht untereinander zu mengen (die Mutter muß ihren Sohn gekannt haben), sondern abtheilend den Pfeffer auf die eine, das Salz auf die andere Seite des Tellers zu legen. Sie meinte nämlich auf der einen Hälfte der oberen Tellerfläche das Salz, auf der andern den Pfeffer.

Michel merkte sich das. Als er vom Kaufmann den Pfeffer erhalten hatte, legte er ihn auf die eine, obere Fläche des Tellers. Als er das Salz empfangen, wendete er den Teller um und legte es auf die entgegengesetzte, untere Seite des Tellers. Natürlich blieb der Pfeffer beim Kaufmann auf der Erde liegen. Heimgekommen zeigte er der Mutter das Salz auf der Rückseite des Tellers. Als ihn diese fragte, wo er den Pfeffer habe, wendete er schnell den Teller um, indem er sagte: „Nun da, auf der andern Seite, wie die Frau Mutter gesagt!“ Somit lag auch das Salz auf dem Boden.

Von einem andern Michel erzählt man, daß er — und der war offenbar Nationalöconom — die Beinkleider seines Großvaters sich so zurechtgelegt habe, daß er daraus Hosen, Jacke und Bündel erhielt. Er schloff nämlich bei den Hosensäcken mit den

Armen heraus, wodurch er die passende Länge, den Bauch als Jacke und das obere Ende der Hose als Kravatte erhielt.

Sind das nicht wahre Großthaten unseres Michels? Wir fürchten nur, daß der Michel mit dem Pfeffer und Salze noch immer herumgeistert, da draußen in X und in Y, und daß er uns eines Tages das eine wie das andere verschütten wird.

Auch Eiselein stellt entschieden in Abrede, daß dieser Spitzname von einer Person oder Begebenheit herrühre. Es ist eben das, was Jan Hagel, John Bull, Frogeaters, Yankees, Jean Foutre u.s.w. sind, und dürfte das mittelhochdeutsche michel oder groß (althochdeutsch mihhil) sein, soviel als: plumper Deutscher, deutscher Großhans, Schlafhaube, schwerfälliger Mensch, der, wo er niederfällt, ein Loch in die Erde schlägt [11]).

*

Curanzen — Das Wettrennen von Castlebar — L'année de Corbie — Bourguignons salés. Die Kriegsgeschichte liefert auch manchen werthvollen Beitrag zum Volks- und Städteglimpf, und gewiß wird es den Wenigsten einfallen, daß, wenn sie einen Vater zum Sohne, einen Lehrer zu seinem Zöglinge sagen hören: ich werde dich schon curanzen, was soviel bedeutet, als: ich werde dich Mores lehren, der Ursprung dieses Drohwortes in Frankreich zu suchen sei.

Zur Zeit des Hugenotten-Krieges in Frankreich war die Festung Curance das Object hartnäckiger Kämpfe. Bald war sie in den Händen der Huge-

notten, bald wieder in denen der Katholischen und des Königs. Das Schicksal dieser so hart hergenommenen Stadt ward nun in dem seit dieser Zeit sprichwörtlich gewordenen Ausdrucke Curanzen verewiget [12]).

Während das Drohwort Curanzen in den deutschen Sprachgebrauch übergegangen, ist das Folgende ein Schimpf, der in der englischen Armee übel vermerkt wird, obgleich dessen Anwendung nicht gerade immer in schimpflicher Weise Statt findet.

Er war beim Wettrennen von Castlebar, oder er gehört zum 5. Dragoner-Regiment, ist für einen englischen Soldaten ein namenloser Schimpf.

In der englischen Armee gibt es kein fünftes Dragoner-Regiment. Die Ursache davon ist Folgende: Als die Franzosen unter General Humbert im J. 1798 in Irland landeten, lag das damalige 5. Dragoner-Regiment in Castlebar in Garnison. Humbert marschirte auf die Stadt, und es kam zu einem Rencontre, in welchem jedoch das erwähnte Regiment sogleich den Rücken wandte. Man nannte daher diese Affaire nicht die „Schlacht", sondern „das Wettrennen von Castlebar", und das 5. Regiment ward für immer aus der Armee gestrichen. Es kann einem englischen Soldaten kein größerer Schimpf angethan werden, als wenn man von ihm sagt: „Er gehört zum 5. Dragoner-Regiment"; denn man nennt ihn damit feige. Aber man wendet obige Phrase auch in ganz harmloser Weise und zwar auf jene an, welche überhaupt nicht dienen; denn es gibt eben kein 5. Dragoner-Regiment [13]).

Mehr der Vergangenheit angehörend, als noch heut zu Tage im Gebrauch ist aber die Erinnerung an das Schreckensjahr von Corbie. L'année de Corbie, dieser Ausruf flößte seiner Zeit nicht geringen Schrecken ein. Die Franzosen riefen sich damit selbst eine geschichtliche Demüthigung in's Gedächtniß zurück, während es für uns eine glorreiche Erinnerung ist an die Tapferkeit eines habsburgischen Prinzen, u. z. des Cardinals Ferdinand von Oesterreich (geb. 1609 † 1641), eines Vetters Kaiser Ferdinand III. In jenem Kriege nämlich, den die mit den Holländern vereinigten Franzosen im J. 1635 gegen Oesterreich begonnen hatten, war es dem Prinzen vorbehalten, den Ruhm deutscher Kraft und österreichischer Tapferkeit zu zeigen. Er brachte dem Feinde eine Schlappe um die andere bei. In 14 Tagen hatte er Limburg eingenommen, bald darauf La Capelle, die Vormauer der Picardie, und so auch La Chatelet. Vor Corbie besonders ging den Franzosen der Schreck des deutschen Namens auf. Die deutschen Landsknechte, geführt von Johann von Werth, waren bereits Herren des rechten Oiseufers und streiften sogar unfern von Paris, so daß dessen Bewohner sich zu fürchten begannen. Die gute Erinnerung an diesen Schreck lehrte sie von da ab jedes ähnliche Entsetzen als „l'année de Corbie" bezeichnen.

Sie haben auch noch, denken wir, ihr Roßbach im Munde.

— Ein Volksschimpf heiterer Art sind aber die eingesalzenen Burgunder „Bourguignons salés". Auf

unſern Feldern ſtehen, zur Schweinefütterung bereit, große, fette Rüben, die wir auch Burgunder nennen. Was aber ſind die geſalzenen Burgunder? Iſt's Fleiſch oder Fiſch, Kraut oder Rübe? Sind es Dinge aus dem Lande der „Tochter des Nebels" oder iſt es etwas — zum Eſſen?

Es beſtehen drei Erklärungen, von denen nur die Eine appetiterregend iſt, die nachfolgende aber durchaus nicht. Es ſoll im J. 1422 der Prinz von Oranien im Namen des Herzogs von Burgund die Stadt Aigues-mortes unter Karl VII. eingenommen und einige Compagnien Burgunder als Beſatzung hineingelegt haben. Die Einwohner, über ſie erbittert, ſollen die armen Kerle umgebracht und förmlich eingepöckelt haben, entweder um ſie als Siegestrophäe länger aufzubewahren oder um die verpeſtende Ausdünſtung fern zu halten.

Etwas feiner und auch wahrſcheinlicher klingt die Deutung, daß die Burgunder, als die erſte germaniſche Völkerſchaft die das Chriſtenthum angenommen, von ihren Nachbaren ſpottweiſe die Geſalzenen genannt wurden, weil ihnen bei der Taufe, wie das noch heute geſchieht, Salz in den Mund gelegt ward (sal sapientiae).

Geiſtreich und faſt am wahrſcheinlichſten lautet die Erklärung, welche wir in den „Ducatiana" finden, wo es heißt:

Bourgignon salé iſt eine Anſpielung auf die Träger einer Art kleiner alter Helme, welche man Salade nannte (petit casque ancien qu'on appeloit salade), daher das Wortſpiel, wozu dieſe Redensart

die Veranlassung gab; ein altes Volkslied lautet nämlich:

„Bourguignon salé,
„L'épée au côté,
„La barbe au ménton,
„Saute, Bourguignon.“

Deutsch etwa:

Die Salatschüssel auf dem Kopf,
An der Seite die Kling',
Den Bart um das Kinn,
Burgunder, jetzt spring!

Das Bourguignon salé scheint eben die Anspielung auf die vorerwähnte salatschüsselähnliche Kopfbedeckung zu sein [14]).

So wäre denn das Bourguignon salé vielleicht ein Spottwort auf die alte Burgunder Miliz; ja man will es auch auf die Dickköpfigkeit der Burgunder deuten, welche schon d'Aubigné in seiner Redensart: „Burgundische Köpfe (Bourguignons testus) verspottet.

Im Gegensatze zu dem Spottworte Bourguignon salé steht aber der ganz ernstlich gemeinte „Schlag eines Burgunders“, coup de Bourguignon, welche Redensart verschieden angewendet wird und einen interessanten historischen Ursprung hat. Charles de Gontaut, Herzog von Biron, ließ sich von einem berühmten Astrologen seiner Zeit das Horoskop stellen. Der Astrolog warnte ihn nun, er möge sich nur vor einem Schlage von hinten, den ihm ein Burgunder versetzen würde, in Acht nehmen, denn dieser würde seinen Tod zur Folge haben. Als in der

Folge Biron überwiesen wurde, gegen den Staat conspirirt zu haben, wurde er verurtheilt, in der Bastille zu Paris geköpft zu werden. Gleich nach dem ersten Verhör hatte Biron gefragt: was für ein Landsmann der Henker von Paris sei. Als er vernommen, daß es ein Burgunder sei, gab er sich verloren. Aus dieser Zeit stammt die Redensart des „coup de Bourguignon“, von der oft eine von ihrer Entstehung ganz abweichende Anwendung gemacht wird. So sagt man auch: „Aprés le coup Bourguignon sage“, nun ja wohl, im Grabe macht man keine Dummheiten mehr.

*

Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor! — Der Nürnberger Trichter. — Schildbürger-Streiche. Es soll damit ohne Zweifel ein lächerliches Gebrechen der Justiz der Nürnberger, wonach es ihnen nicht zu oft gelingen mochte, mit Erfolg auf einen Verbrecher zu fahnden, hervorgehoben und bespöttelt werden. Nach einer köstlichen Geschichte, die man sich darüber erzählt, nimmt der darinliegende Spott größere Dimensionen an und vergreift sich selbst an dem weiland hochlöblichen Reichskammergerichte. Das Geschichtchen wäre demnach Folgendes.

An einem schönen Morgen wurde aus den Thoren Nürnbergs unter zahlreicher Begleitung des Volkes ein Dieb herausgeführt, um gehenkt zu werden. Dem Henker riß aber der Strick, der Delinquent fiel herab, heil und gesund, das Volk widersetzte sich der Widerholung der Execution. Der Rath aber

wollte es doch nicht so ganz auf sich beruhen lassen und berichtete an das Reichskammergericht. Als von diesem der Bescheid zurücklangte, war so viele Zeit inzwischen verstrichen, daß der damalige Bürgermeister und gesammte Rath von der Sache gar nichts wußte und der zu henkende Verbrecher bereits 20 Jahre todt war. Wenn sich die Sache so verhält, so wäre die Ehre der Nürnberger gerettet, wie das Gewissen ihrer damaligen Rathsherren, welche es lieber zuließen, daß zehn entspringen, als daß sie einen Unschuldigen hingen. Aber das Reichskammergericht, dem wir schon in den „historischen Wörtern" (S. 208, Nr. 199) eine zarte Erinnerung gewidmet, kommt wieder schlecht weg. Gottlob, daß es selig im Herrn entschlafen ist, obgleich sich die Proceduren solcher Schnelligkeit auch bei andern Gerichten wiederholen.

Das Andenken der Nürnberger hat sich aber nicht bloß im obigen Verslein und in mehreren Redensarten, die übrigens keiner Erklärung weiter bedürfen, sondern auch im Nürnberger Trichter erhalten. Wenn man als Lehrer einem Jungen gegenüber sitzt, der Manches nicht begreift, in dessen Schädel mit allem Reden nichts hineinzubringen ist, so rufen wir in unserer Angst und Verzweiflung den „Nürnberger Trichter" zu Hilfe, wenn er noch was nützt.

Wem schwebt da nicht, ehe er noch über Sinn und Ursprung der Redensart nachgedacht hat, das Bild des Eingießens vor Augen, wie man es so bequem mit einem Trichter vollbringen kann, und wer zweifelt an der Vortrefflichkeit der Metapher, mit der wir anzeigen, daß es sich ja auch bei dem

vernagelten Jungen nur ums Eingießen handle? Und dieser Nürnberger Trichter war gewiß für derlei Operationen ganz besonders tauglich und als solcher weltgeschichtlich berühmt.

Das ist einfach die logische Gedankenfolge, der wir uns vor dieser Redensart hingeben. Allein die zwei historischen Aufklärungen, die sich überdieß selbst feindlich bekämpfen, erlauben uns nicht auf einer vorgefaßten Meinung zu beharren. Nach der einen Deutung wäre der Nürnberger Trichter durchaus nicht ein wirklicher Trichter, sondern nur der Titel eines Büchleins gewesen, welches Georg Philipp Harsdörfer um das J. 1650 zu Nürnberg drucken ließ und worin er die Anleitung gab, wie man Verse und Reime handwerksmäßig machen könne. Er nannte es daher: Poetischer Trichter, und offenbar dachte auch der gute Harsdörfer dabei an's Eingießen, und wir sehen ihn nicht ohne Befriedigung in unserm Lager.

Eine andere, wie sie sich selbst nennt, minder beschränkte Deutung ist folgende:

Um das J. 1671 erfand der Engländer Morland das Sprachrohr. Es war des Materiales (sehr dehnbares Kupferblech) wegen sehr theuer und nur für die Reichen zu haben. Da kam der Nürnberger Bürger Johannes Gründler auf den Gedanken, das Instrument aus wohlfeilem Materiale und in beliebigen Größen zu verfertigen und in Menge loszuschlagen. Es gelang ihm, er machte deren aus Weißblech, auch aus Pappe mit bemalter Außenseite, und bald fand man Sprachröhre auch bei den ärmsten Leuten.

Die Anwendung des Werkzeuges wovon es größere und kleinere Exemplare gab, war eine doppelte: man sprach in das größere durch die engere Oeffnung, wodurch der Schall in die Ferne sich verbreitete; bei der kleineren hielt man dessen Spitze in das Ohr eines Andern und sprach durch die weite Oeffnung, damit der Schall gegen die enge Mündung sich condensirte und um so gewaltiger an das Trommelfell donnerte.

In welcher Beziehung nun der Nürnberger Trichter zu jenem Jungen steht, für den wir nach dem Nürnberger Trichter gerufen haben, dürfte nicht mehr schwer zu errathen sein.

„Jegliche Art Lehre und Unterricht, die sich in Worte fassen lassen, konnte ohne Ausnahme und mit donnerndem Laut durch dieses Werkzeug Anderen hörbar mitgetheilt werden, und wessen Ohr für diese Töne unempfänglich blieb, der galt mit vollem Recht für stocktaub."

Auch bedarf es kaum einer Erklärung oder gar Bestätigung, daß wegen der Aehnlichkeit dieser Rohre mit einem Trichter und nach dem Erzeugungsorte Nürnberg — wie etwa einst die Uhren „Nürnberger Eier" hießen — dieselben Nürnberger Trichter genannt wurden. Der Umstand, daß im 15. und 16., selbst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese Redensart nirgends angewendet und auch in den Sammlungen von Idiotismen und Sprichwörtern sich nicht aufgenommen findet, ist eine Bestätigung mehr für obige Ansicht. Das Wort Trichter stammt eben von dem deutschen Zeitwort trichu, troch, trachen, getrochen, woraus Trachter, Trechter gebildet worden.

Das Verb trichu hat aber in seinen Elementen ähnliche Bedeutung mit dem lateinischen traho und dem griechischen τρεχω, nur haben alle drei in ihren Begriffen verschiedene Schattirungen [15]).

Von Jemanden, dem man Alles mit dem Nürnberger Trichter eingießen mußte, ist es nicht weit zu dem, der Schildbürger Streiche macht. Der Gelehrte mit dem Nürnberger Trichter und fashionable Schildaer können immerhin Freunde sein.

Mit dem Worte Schildbürger bezeichnet man einen lächerlichen Kumpan, und unter Schildbürgerstreiche versteht man dasselbe, was mit den in der Rede noch häufiger vorkommenden Schwabenstreichen, Hirschauerstückchen u. s. w. gemeint ist. Man will die Schildbürgerstreiche von den Bewohnern der Stadt Schilda bei Torgau herleiten. Wir wollen es aber versuchen die Schildaer von dem ihnen mit Unrecht zugefügten Spotte zu reinigen. Die Schildbürger kommen ebensowenig aus Schilda, als die Spieß- und Pfahlbürger und Andere. Der Verfasser einer im 17. Jahrhundert erschienenen Sammlung von Lächerlichkeiten und Schwabenstreichen nannte seine Helden Schildbürger, und diesen Namen hängte man später — es schien so bequem — den Schildaern an, und es ist demnach auch nur richtig, wenn man von Schildbürger- und nicht von Schildaerstreichen spricht. Auch haben die Schildaer allerdings Recht, wenn sie sagen: „Schildaer Streiche sind Albernheiten, die man anderswo begeht, und „nach unserem Städtchen benennt". Was übrigens zu Gunsten der Schildaer spricht, ist der freilich nur zufällige Umstand, daß

der edle Auguſt Neidhard Graf von Gneiſenau daſelbſt das Licht der Welt erblickte (28. Oct. 1760), als ihn auf einer Durchreiſe ſeine Mutter, eine Officiersfrau, dort gebar. Wenn es mit Schilda ſo ſtünde, wie das Sprichwort meldet, ſo müßte es ſchon durch Gneiſenaus Geburt zu Ehren gekommen ſein. Weniger glücklich als die Schildaer, die mit einem deutſchen Mann den Witz pariren können, ſind eine Menge anderer Orte, wie Polkwitz in Schleſien, Bopfingen in Schwaben, Schöppenſtädt in Braunſchweig, Teterow in Mecklenburg, Büſum im Lande Dithmarſchen, und wie ſie alle heißen mögen, nach denen dumme Streiche getauft werden. Die Juden haben das Gleichgewicht hergeſtellt und ihre Schildbürger wohnen in ganz ſtattlichen Städten, und die Juden von Prag, Worms, Frankfurt, Metz und Fürth ſind die jüdiſchen Schildaer. „Der Dorf-Narr zu Prag ſein“ heißt es von einem dummen Prager Juden; die Wormſer werden als wundergläubig verſpottet, woran das bekannte „Wormſer Máaſe — Niſſim“ (es ſind dieß Erzählungen von Wundern, welche ſich in Worms zugetragen), Schuld trägt; ſo ſagen die Juden noch immer: „e Wormſer Neß“ (Wormſer Wunder), nämlich im ſpöttiſchen Sinn, wenn Jemand etwas, woran der geſunde Menſchenverſtand nichts Außerordentliches findet, als außerordentlich wunderbar anſieht. Der Frankfurter Jude als Frankfurter Gees ſteht auch im üblen Andenken; der Stolz der dortigen Juden wird von ihren eigenen Glaubensgenoſſen verſpottet. In Betreff der Metzer Juden erzählt man ſich das Folgende: Ein berühmter Rabbi

folgte einem Rufe als Rabbiner nach Metz. Man rühmte ihm nun, daß die Leute in Metz sehr alt werden. „Sehr natürlich", entgegnete der Rabbi, „sie haben nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen."

*

Sachsen, wo die schönen Mädchen an den Bäumen wachsen, ist eine Redensart, deren Erklärung dadurch erschwert werden mag, daß man gewöhnlich nur zu sagen pflegt: Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen. Denn richtiger heißt es: Sachsen, wo die schönen Mädchen an den Bäumen wachsen, und weiter unten wollen wir dieß näher erörtern. Vor Allem aber, welches Sachsen ist denn mit dieser Redensart gemeint? Der geistvolle Dr. Andrée gab uns vor 10 Jahren schon darüber Aufschluß. Nach ihm wäre es nicht das jetzige Sachsen, sondern das alte Niedersachsen und vorzugsweise die Lüneburger Haide. Das Sprichwort soll in Hildesheim entstanden sein, und ursprünglich den dortigen Mädchen gegolten haben. In der That sollen in dieser Gegend, namentlich in Zelle, wahre Urschönheiten unter den Mädchen zu finden sein: Glänzend lichtbraunes Haar; dunkelbraune, stark bewimperte Augen; geschwungene Brauen; eirundes Gesichtchen, rein und idealisch; schlanker Wuchs, etwas über mittelgroß, die „treffliche Größe", wie Göthe sagt; die Formen rund; die Hüften anmuthig geschwungen; der Gang auf zierlichem Fuße leicht und graziös. Dabei sprechen diese Schönheiten das beste Deutsch, wohltönend, voll, ohne Dialekt.

— Selbst die Mädchen und Weiber auf dem Lande sehen schmucker aus denn anderwärts. Sie tragen: saubere Schuhe und Strümpfe; entweder schwarze oder rothe, der Länge nach grün und braun gestreifte, mit breitem grünen Rande besetzte Röcke, welche die Waden nicht allzusorgfältig verbergen; dazu ein schwarzes Mieder mit kurzen Aermeln, um welche zierlich der Aufschlag des Hemdes gelegt ist, dessen überfallender Brusttheil fein gefältelt Schulter und Nacken deckt. Zum Halsschmuck dienen Stränge silberner Zierathen, die ihrer Form wegen Bohnen heißen, daher man von einem wohlhabenden Mädchen auch sagt: es habe „Bohnen". Auf dem Kopf sitzt die schwarze gefällige Mütze, an deren Dütenform man auf den ersten Blick die Frauen und Mädchen der Haide erkennt, und welcher 10—20 Ellen über den Rücken hinabfallenden seidenen Bandes nicht fehlen dürfen.

Man will diese Redensart aus der deutschen Mythologie ableiten. So ungalant es nun sein mag, die Sächsinnen um den Reiz ihrer Schönheit zu bringen, so wagen es wir selbst auf die Gefahr, mit der Deutung nicht besonderes Glück zu machen. In seiner altnordischen Kosmogonie erzählt Wilhelm Müller, es kamen die Götter Odhinn, Hönir und Lodhr (oder Lohi) zum Strande des Meeres und fanden dort Askr (Esche) und Embla (Erle) unmächtig und thatenlos. Odhinn gab ihnen nun den Geist, Hönir Vernunft, Lodhr Blut und Farbe.

Etwas anders erzählt es die jüngere Edda: Bör's Söhne gingen zum Meeresstrande und fan-

den zwei Bäume, aus welchen sie Askr und Embla, die ersten Menschen, schufen.

Nach einer Stammsage der Sachsen aber sollen diese mit Aschanes, ihrem ersten Könige, aus den Harzfelsen mitten im grünen Walde bei einem süßen Springbrunnen herausgewachsen sein.

Nach allen diesen mythischen Proceduren stellt sich also das „Wachsen aus den Bäumen" als richtig heraus. Nur der Zusatz mit den „schönen Mädchen" mag immerhin eine, aber nach der Beschreibung, die wir oben von den einzelnen Niedersächsinnen gegeben haben, verzeihliche Schmeichelei sein. Jedenfalls ist nach Obigem nur die Redensart: Sachsen, wo die schönen Mädchen an den Bäumen wachsen, allein die richtige, während die gebräuchlichere: Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, eine Verballhornung ist. Was das mythologische Moment der Erschaffung des vollkommensten organischen Geschöpfes aus der minder vollkommenen organischen Natur anbelangt, so ist das eine den Kosmogonieen vieler Völker gemeinschaftliche Idee. Läßt ja schon Hesiod das eherne Geschlecht der Menschen aus Eschen hervorgehen.

Da wir aber schon von Sachsen sprechen, so wollen wir noch eines und des andern Schimpfes, mit dem es das Sprichwort belastet hat, gedenken [16]).

*

Er geht in alle Welt, nach Brandis, sagt der Volkswitz, vornehmlich jener der Leipziger, wenn er damit andeuten will, daß irgendwo die Welt mit Brettern verschlagen ist. Wir wollen versuchen, diese

Redensart zu erklären. Brandis ist ein Städtchen in Sachsen, das nicht den Vortheil einer hindurchführenden Landstraße hat, daher nicht als Ausgangspunkt größerer Expeditionen oder Reisen angesehen werden kann. Wenn man aber gleichwohl von Einem sagt: „Er geht in alle Welt, nach Brandis," so geschieht dieß nur spottweise, gleichsam: Ist man nur in Brandis, so geht es nicht mehr weiter, man ist schon am Ende aller Welt. —

In Sachsen nannte man ehedem einen landjunkerlichen Schroll Hans von Rippach. Rippach war die letzte Station auf der alten Poststraße von Naumburg nach Leipzig. Es war dort und in der nächsten Umgebung und wie noch heut in vielen Gegenden des heiligen und einigen (!) Deutschlands, ein ziemlich lächerliches Junkerthum zu Hause, so daß noch in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Ausdruck „Hans von Rippach" in Leipzig gang und gäbe war, um einen Erdäpfelbaron oder lautmäuligen Großhans dieser Gegend, und im weiteren Sinne einen stolzen Gimpel und ungeleckten Bären zu bezeichnen. — Wir denken, diese Erklärung wird erst recht willkommen sein, wenn man erfährt, daß sich Göthe dieses Ausdrucks im angedeuteten Sinne in einem seiner Werke bedient [17]).

*

Mit zwei wenig bekannten Reimsprüchen mögen die Proben des Volks- und Städte-Schimpfs und Glimpfs geschlossen werden. Der eine lautet:

Da schlage das Glück zue,
Wie bei deren von Cappel Kue.

Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg hatte einen Maler, welcher einst im Kloster zu Cappel (ehemal. Cisterienser-Abtei im Canton Zürich) von den Mönchen gefragt wurde, ob er auch eine schweizer Kuh malen könne? Der Künstler bejahete dieß und malte ihnen auf die Wand eine Kuh mit allerlei Attributen, daß sie als schweizer Kuh kenntlich genug war. Man wußte das Gerücht auszusprengen, als hätten Prior und Convent dieses Bild mit Absicht zur Verspottung der Schweizer machen lassen, und darum ward das Kloster überfallen und so zerstört, daß es an die sieben Jahre fast verödet stand. Das Volk sang überall: „Wie denen von Cappel ihre Kuh viel Glück gebracht habe!“ Hat hier eine Kuh solches Unheil angerichtet, so wollen wir auch nicht verschweigen, wie ein Kuhhirt einem Gemeinderathe nicht geringe Verlegenheit, sich selbst aber ein bleibendes Andenken bereitet hat, denn noch heut' sagt der Volkswitz: Er macht's wie der Kuhhirt von Dorliken (Interlaken). Als dieser nämlich erhorcht hatte, daß die Gemeinde beschlossen habe, ihn wegzujagen, kam er der Gemeinde zuvor, und trat in die Versammlung mit der Erklärung, daß er seine Stelle niederlege. Die Gemeindeväter sahen sich verblüfft einer den andern an, und der Hirt räumte in Ehren seinen Platz. Das Leben bietet der Fälle genug, in welchen die Phrase: er macht's wie der Kuhhirt von Dorliken (nach Andern auch jener von Ulm) ihre Anwendung findet.

Der zweite Spruch:

Wer kommt nach Giebichenstein
Kommt selten wieder heim,

ist ein trauriger und schlechter Reim. Aber wir haben des Scherzes so viel schon zum Besten gegeben, daß auch etwas recht Ernstes seine Stelle finden mag.

Giebichenstein ist ein uraltes, an der Saale, unweit Halle im preußischen Regierungsbezirk Merseburg gelegenes Bergschloß, berühmt durch die Gefangenschaft Ludwig's II., Landgrafen von Thüringen, welcher daselbst vom Kaiser in Haft gehalten wurde und sich durch einen kühnen Sprung in die Saale 1079 frei gemacht; woher er den Beinamen „der Springer" erhalten hat. Das Schloß selbst wurde später zum Staatsgefängniß, meist auf Lebenszeit, daher obige Redensart stammt. Es ist damit so wie mit Munkacs, von welchem auch der Wiener Spaziergänger singt:

Munkacs ist ein schönes Schlößlein, Luft und
Aussicht schön und rein! — —

II.

Schimpf und Glimpf von den Frauen und von der Liebe.

Wenn wir den Glimpf und Schimpf über die Frauen und die Liebe mit einigen Worten über die Frau nicht als solche, sondern über die Etymologie des Wortes einleiten, dürfte nur recht und billig befunden werden, und dieß um so mehr, als über den Ursprung dieses Wortes, welches wieder nicht als Wort, sondern als Wesen genommen uns eben so oft Segen bringt als Herzeleid bereitet, Begründer unseres häuslichen Glückes oder Ursache all' unseres Elends wird, die Hauptstütze des Familienlebens und die Zierde des Menschengeschlechts bildet, die Gelehrten noch lange nicht einig sind und es wohl nie werden dürften. Es stehen so viele gleichlautende Wurzeln zu Gebote, deren jede sich zu dem Begriffe Frau zuspitzen läßt, daß die Entscheidung wahrlich nicht leicht wird. Während sich rein sprach-

lich die Ableitung von den alten Formen des Wortes Freien, um eine Frau werben, vertheidigen läßt, wonach wir auf das angelsächsische Freo, altsächsisch Fri in der Bedeutung Weib kommen und sogar im schwedischen Frilla, Geliebte, das Diminutivum Fräulein finden; bietet sich uns eine ethische Erklärung in der Etymologie des Wortes Frohnen, da ja der Herr, als er dem Adam sein Weib gab, diesem bedeutete, es sei dem Gatten unterthan, wie in Frohne.

Wohl nur ein gutes Wortspiel kann es genannt werden, wenn Geiler von Kaisersbergk in seiner Postille über den Ursprung des Wortes Frau sagt: „Als wenn Einer eine Frow nimmt, so ist er zum ersten Mal fro, darnach wirt ein Wee drauß, das fro wäret nit länger, so wenn bis das er zu kirchen gegangen ist denselben Tag, aber das Wee wärt XX oder XXX jor fuir und fuir, so lang sye leben. Davon heißt eine Frow, Frowe."

Es wird gut sein, alle Postillen, alle Recepte für und wider dieses „süße Kraut", Schimpf und Ernst bei Seite zu lassen und uns, kurz und gut, zwei der schönsten Sprüche recht oft herzusagen, nämlich den lutherischen in seinen „Tischreden":

„Kein schöner Ding wol ist auf Erden,
Als Frauenlieb, wem sie mag werden,"

nach Luthers eigener Mittheilung von seiner Wirthin zu Eisenach gehört, als er dort auf der Schule war; — dann Schiller's:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben."

Wer sich an Bildern im entgegengesetzten Sinne ergötzen will, möge in einigen der zu Ende citirten Werke nachlesen [18]).

*

Augapfel. Bevor wir zur Hochzeit, den Flitterwochen und hochzeitlichen Gebräuchen kommen und dann einiges damit Verwandte erörtern, wollen wir den Reigen des Glimpfs und Schimpfs auf die Frauen und die Liebe mit einigen Zärtlichkeiten und Schelmereien der Liebe eröffnen. Eines der schönsten Liebesworte ist wohl der Augapfel.

Wie soll ich dich Mädchen nennen,
Mit einem Worte recht zart?
Mein Augapfel? Ja du bist auch
Solch' Kleinod köstlichster Art.

Woher mag wohl dieses Liebeswort stammen? Wie mag es entstanden sein? Wie oft hört man: „Dieses Kind ist mein Augapfel, es ist mir werth". Man muß es wie einen Augapfel hüten, werth halten; ja das lateinische „justitiae oculus", womit man einen unbestechlichen Richter ehrt, hat man zu deutsch mit dem „Augapfel der Gerechtigkeit" übersetzt. Woher kam diese Metapher? Offenbar ist das Grundwort dieses Namens von der äußern Form des Auges hergenommen. Seine Bedeutung als Liebeswort erklärt sich nicht historisch, sondern aus dem Bewußtsein von der Wichtigkeit und Zartheit dieses Körpertheiles, den man ganz besonders zu hüten und mit der zärtlichsten Sorgfalt zu umgeben hat. Der geliebte Gegenstand wird also

ganz folgerichtig und sinnig mit dem verglichen, was uns im Leben als so werthvoll, so künstlich und so schön gebaut erscheint.

Uebrigens ließe sich auch für das Wort Apfel die Liebesbezeichnung in Anspruch nehmen; gebraucht man es doch häufig, um die Wangen blühender Kinder damit zu vergleichen, wobei man die liebliche Rundung dieser Frucht und die farbigen Spuren der Sonnenküsse vor Augen hat. Hier klingen auch die Vergleiche mit dem Ei an, sowohl was die schöne Form als auch die Reinheit betrifft.

Interessant ist's, wie verschiedene Sprachen das: „Augapfel" verschieden bezeichnen. Im Persischen heißt es: merdümi tscheschm, d. i. der Augenmensch, gleichsam als ob im Auge der ganze Mensch sich darstelle. Der persische Dichter Hafis singt daher: „Laß das Vergangene, komm zurück, mein Auge hat die alten Kleider ausgezogen und verbrannt, so viel als: ich habe den alten Menschen ausgezogen. Die Griechen und Spanier sehen im Auge ein Mädchen (Koren-niña); der Engländer nichts als eine Kugel (eye-ball); der Franzose eine Pflaume (prunelle), daher auch „conserver quelque chose comme la prunelle de l'oeil"; der Deutsche einen Apfel.

*

Busserl. Von dem zärtlichen Liebeswort Augapfel dürfte der Weg zum „Busserl" kaum weiter sein, als jener von A zum B im Alphabet. Das Busserl ist kein hochdeutsches Wort, ist aber, wenn

es Liebe gibt und nimmt, nichts deſto weniger ein Hoch genuß. Die Sprachforſcher nennen — ungerecht genug — das Buſſerl ſogar (Puſſerl) „ein pöbelhaftes Wort für küſſen“. Wir glauben das ganze ſchöne Geſchlecht und auch das nicht ſchöne auf unſere Seite zu bekommen, wenn wir gegen die Pöbelhaftigkeit des Wortes Buſſerl ein Veto erheben. Buſſerl iſt entſchieden lateiniſchen Urſprungs. Basium hieß bei den Römern, neben osculum und suavium, der Kuß. Daraus das lateiniſche basiare, das italieniſche baccio, das franzöſiſche baiser, das perſiſche buss, das ſchwediſche puss. Wo eigenthümliche Anſchauung und nationale Sitte an der Wortbildung theilgenommen, da freilich verwiſchte ſich die Bedeutung der Wurzel, und wir hören, wie die Osnabrücker das Küſſen „piepen“; die Schweizer hie und da „ſchmuzeln“; die Hannoveraner „ſchnütjen“, von Schnute, Schnautze nennen; wir hören auch noch das Buſſerl zum Schmatz, Mäulchen degradirt.

Ein Anklang an das andere lateiniſche suavium ſcheint ſich in der Bezeichnung gewiſſer Backwerke in den Zuckerbäckereien als Mandelbuſſerl, Eisbuſſerl u. d. m. und auch in jener eines Lebkuchenartikels, der ſogenannten „Buſſerln“, kleiner runder ſüßer Scheiben (in Oeſterreich) erhalten zu haben. Ueberdieß iſt die Bezeichnung dieſer Süßigkeiten mit Buſſerl leicht erklärt. Dieſe gezuckerten Näſchereien ſind mehr — wie das Buſſerl der Liebenden — ein Spielwerk des Mundes, als eine Nahrung des Magens; oder weil den Genuß von derlei Süßigkeiten ein ähnliches Geſchmatze der Lippen begleitet, wie beim

„Buſſerl“, ſo hat ihnen der Volkswitz dieſen Glimpf angethan und ſie „Buſſerl“ genannt.

*

Kiss me quick. Es wird für den erſten Moment bedenklich erſcheinen, von einem ſo lieblichen Genuſſe, wie es das „Buſſerl“ iſt, zu einem Kopfſtück überzugehen, wie es das Kiss me quick iſt, ſowohl in ſeiner Bezeichnung als Kopfbedeckung als in ſeiner zweiten zu erläuternden. Der geheime Zuſammenhang zwiſchen Buſſerl und Kiss me quick wird aber gleich offenbar werden.

Kiss me quick iſt die Bezeichnung für eine Kopfbedeckung der nordamerikaniſchen Damen, ein Mittelding zwiſchen Hut und Haube, capuchon, die ſie auf dem Wege in's Theater oder zu abendlichen Beſuchen tragen. Unſere Damen kennen das Ding unter dem Namen: Theaterhaube. Sie werden ſich aber gewiß ſträuben, das amerikaniſche Kiss me quick dafür anzunehmen, wenn ſie hören, was das zu bedeuten hat. Die weite, bequeme, kaputzenartige Form dieſer Haube gibt nämlich den „Deckmantel“ für Liebesabenteuer ab, unter dem die amerikaniſche Schöne ſich duckt, wenn ſie auf dem Wege, ſei es im Wagen, auf einſamer Hausflur oder ſonſt von einem Gentleman mit den ſüßen Worten: „Küß mich ſchnell“ (kiss me quick) angeſprochen wird und Gehör gibt. So wären wir durch das Liebeswort „Augapfel“, das zärtliche „Buſſerl“ und den im Fluge geſtohlenen kiss me quick gehörig für den Glimpf und Schimpf im Urſprunge des Wortes „Hochzeit“ vorbereitet.

*

Hochzeit. Dieſes von ſo vielen Mädchen als ſolchen ſehnlichſt erwartete, als Frauen nicht ſelten verwünſchte Wort, bezeichnete früher nicht blos die Trauungsfeierlichkeiten, ſondern jedes bedeutende Feſt, eine feierliche Zeit überhaupt, hatid gothiſch, heahtide angelſächſich, hogtyd ſchwediſch. Schon im Schwabenſpiegel geſchieht der 3 Hochzeiten des Herrn als der drei Feſte: Wihennacht, Oſtern und Pfingſten Erwähnung; und die vier Marienfeſte: Maria Lichtmeß, Maria Verkündigung, Maria Himmelfahrt und Maria Geburt werden „unſer Vrowen vier hochgeziten" genannt. Auch erſcheint im früheren Sprachgebrauch: Hochtid, Hochgezit, Hochzeit für jeden feſtlichen Schmaus oder für den Tag einer kaiſerlichen Krönung. Die Einſchränkung dieſes Wortes auf den Tag einer ehelichen Verbindung fällt erſt in ſpätere Zeiten.

Mit einer Anſpielung auf manche Braut könnte das Wort Hochzeit in einem andern Sinne „hohe Zeit" genannt werden, inſoferne man von jener an ihrem „Ehrentage" meint: Sie habe ſchon „hohe Zeit" gehabt, in die Ehe zu treten, weil ſie entweder nicht mehr jung, oder aber das bibliſche „vermehret euch" vorzeitig ſo ernſtlich genommen hat, daß ſie ſich ſputen muß, die Legitimität „Hänschens im Keller", über den die „hiſtoriſchen Wörter, Sprüchwörter und Redensarten" (S. 153, Nr. 108), Aufſchluß geben, zu retten.

Wir könnten hier unſere Leſer nun mit einer Reihe hochzeitlicher Gebräuche und nachhochzeitlicher

Gewohnheiten ergötzen; jedoch würden wir den Charakter des Werkchens dadurch ändern, da wir es nur überhaupt mit dem Glimpf und Schimpf in den Sitten und Gebräuchen, in Spruch und Rede zu thun haben. Durch dieſen nächſten Zweck uns alſo beſtimmen laſſend, verzeichnen wir hier zuvörderſt einige Wörter und Gebräuche, welche als ſtehende Redensarten vorkommen und deren Urſprung kennen zu lernen, nicht unwillkommen ſein dürfte.

*

Eine Strohrede halten. Dieß war eine zu Freiburg im Breisgau — uns bereits aus der Redensart: „Dieß hat er zu Freiburg im faulen Pelz erlernt," bekannt — in früheren Zeiten bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts übliche Hochzeit-Sitte. Als Strohredner ward in der Regel ein Bekannter gewählt, von dem vorauszuſehen war, daß er ſich der Feier des Tages und der Heiterkeit ſeiner Aufgabe würdig benehmen werde. Die Rede ward am Hochzeitstage ſelbſt, und zwar während der Tafel nach der Einſegnung gehalten, und man ging in folgender Ordnung aus der Kirche: zuerſt Spielleute mit Muſik, dann der Strohredner, allein, im ſchwarzen Mantel, einen mit Stroh umwickelten, doch nicht brennenden Holzſpan in der Rechten; nach ihm paarweiſe die ſechs nächſten Verwandten der Braut in rothen Mänteln, brennende Wachsfackeln, mit Blumenkränzen verziert, in der Hand; ſodann die Braut, ihr zur Rechten die Brautmutter oder deren Stellvertreterin, zur Linken eine angeſehene ältere Frau,

die Ehrenwächterin genannt, — endlich der Bräutigam den grünen jungfräulichen Kranz tragend, ebenfalls allein, wie der Strohredner. Im Saale nahm die Braut die oberste Stelle eines langen Tisches, rechts von ihr der Strohredner, links Brautmutter und Ehrenwächterin, zu beiden Seiten nach dem Grade die sechs Verwandten, hinter dem einfachen Schemel der Braut der Bräutigam ein. Nach gebotener Stille entzündete der nächste Verwandte den Span des Strohredners, der nun seine Rede begann. Mit dem Erlöschen des Spanes mußte selbe schließen — ein leichter Ueberzug des Spanes mit Wachs gab der Flamme längere Nahrung — die längste dem Redner vergönnte Frist. Nach gesprochener Rede trat der Strohredner vor die Braut mit der Erlaubniß, dieselbe zu umarmen, legte der Erste seine Festgabe auf den Tisch und trat dann links hinter den Bräutigam. Nach ihm kamen die Fackelträger, berechtigt zum Kusse der Hand, sowie auch einzeln jeder der Anwesenden. Es war aber unerläßlich für Jeden, eine, wenn auch noch so geringe Gabe zu bieten; wer es unterließ, fügte eine Beleidigung zu. Die Gaben blieben drei Tage zur Beschauung ausgestellt.

Die letzte solche Strohrede ward, nach urkundlicher Bestätigung, am 13. Sept. 1769 bei der Hochzeit adeliger Brautleute gehalten [19]).

*

Flitterwochen. „Ach daß sie ewig grünen blieben", seufzt wohl mancher ins Ehejoch Gespannte, nachdem der Schimmer dieser Zeit verblaßt ist. Zu diesem

Stoßseufzer muß wohl Jeder kommen, ohne Verdienst und ohne Schuld; schreibt es ja doch der Volksmund vor mit dem Reime: „Nach den Flitterwochen kommen die Zitterwochen“. Aber es weiß auch Jeder, was Flitter ist, und wie es damit steht. Da paßt wohl die einfache Definition des Sprachgelehrten am besten: Flitter ist „etwas glänzendes, was einen zitternden, beweglichen Schimmer gibt“, wobei er schalkhaft die Weisung auf „Flattern“ macht und unter diesem Schlagworte bemerkt: „Zwischen flattern, fließen, fliegen, fliehen findet eine Wurzelverwandtschaft statt, die uns nach und nach auf die Bedeutung von schlagen, stoßen führt.

Ob dieser Flitter in Hauben und Bändern und Flinserlwerk besteht, wie es hie und da von der jungen Frau in den ersten Wochen nach der Hochzeit getragen wird, oder ob damit das flitter- und flatterhafte Leben in dieser Zeit gemeint ist, darauf kommt es wohl nicht an. Flitter ist nicht mehr und ist nicht weniger als — Flitter. Aber es steht uns ja frei, vom Honigmonde zu sprechen und diesen an die Stelle des der Mißdeutung so sehr fähigen andern Wortes zu setzen.

Wem jedoch das „Liedlein“ gefällt, dem können wir nach Eulenspiegelart noch Variationen dazu aufspielen, als: „Newe Wein seynd süß, machen aber viel Beschwerdten im Kopff vnd Leib“; — „Wenn der Fürwitz gebüßt ist, so wolt oft eins das ander wehre ein Wolff, vnd lief im Holtz“; — „nach einer stattlichen Hochzeit folgen auch böse Mittagsmahlzeiten.

*

Holderabbrech machen; wer das kann, ist ein kluger Mann.

Holder ist hier der Hollunder, ein bekanntlich eben nicht nutzbares Holz, faserig, weich und durch sein schwammiges Mark um allen Kern und alles Gefüge gebracht. Abbrechen hießen früher gespaltene Hölzchen, mit denen man den aufgeschossenen Docht am Lichte, in der Absicht ihn abzuzwicken, packte und so das Licht, wie man sagt, „putzte". Es läßt sich denken, daß es nicht leicht, oder ganz unmöglich, wenigstens unpraktisch sein mußte, aus einem Holze von der Art wie Hollunder (Holder) ein solches Instrument zu schnitzen. Wer nun gleichwohl das vermochte oder überhaupt etwas Schwieriges zu Stande brachte, von dem ging der Spruch:

„Der ist gar ein wiser Mann"
„So Holderabbrech machen kann".

Eiselein sagt über dieses Wort: „Es ist doppelsinnig, und gibt zu erkennen, daß ein Mann, der sich vom Liebsten, was er hat oder wünscht, mit guter Art losmachen könne; oder daß ein Mann, der einen Bruch der Liebe, eines gegebenen Versprechens, (da ist also Abbrechen in seinem eigentlichen Sinne genommen?), wenn er unvermeidlich ist, auf eine milde Art zu bewirken verstehe, eben so weise sei, als kunstreich im ironischen Sinne derjenige ist, der aus Hollunder Abbrechen d. i. Lichtputzen . . . machen kann".

Warum in ironischem Sinne? Wie ist's dann mit dem Holdermännchen", das man Einem nachsagt, der „geputzt, geleckt und wie aus dem Ei ge-

schält, aber ohne Saft und Kraft ist, um auf eigenen Füßen zu stehen?" Haben wir hierin nicht das sonst unbrauchbare Hollunderholz und die Schwierigkeit vor uns, aus diesem Holze auch nur eine „Lichtputz" zu schnitzen?

Wenn nun auch die Liebste ehedem ihren Geliebten mit „mein Holderstock" begrüßte, so überlassen wir es jedem Manne, sich in die Situation eines solchen „Stocks" zu versetzen und darüber nachzudenken, ob er fort und fort ein „Holder" dieser Geliebten oder ein „wiser Mann" sein will.

*

Nadelgeld. Eine Auslage, welche auf das Budget der Männer den Frauen gegenüber kommt. Es ist jenes Geld, das wir unsern Frauen und Töchtern als monatlichen Beitrag zur Bestreitung kleiner nichthäuslicher Bedürfnisse, als unverrechenbares Cadeau, geben. Unsere Söhne kennen es unter dem Namen Taschengeld. Einige wollen die Nadel hier als Repräsentantin jener kleinen Bedürfnisse für die Frauen, namentlich für die Toilette, angesehen wissen, so wie uns dieses Instrument auch die Frauen selbst am trefflichsten charakterisirt.

Mehr gefällt uns die Hinweisung auf den geschichtlichen Ursprung dieses Wortes. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts sollen kostbare Nadeln als Neujahrgabe sehr beliebt gewesen sein. Da sie nun als Neujahrgabe den Charakter eines Geschenkes entschieden an sich trugen, so fand man bald Veranlassung, den Werth der Nadeln durch ein gleiches Ge-

schenk an Geld zu ersetzen. Zuerst ward überhaupt nur bei den höhern Ständen das Nadelgeld Sitte und es erreichte je nach den Mitteln eine oft bedeutende Höhe.

Diese historische Deutung erleidet auch nicht durch den Umstand, daß das Nadelgeld, im Dialekt zum „Spenadelgeld“ (d. i. Stecknadelgeld) entstellt wird, einen Abbruch. Die aus diesem Dialektausdruck Spenadelgeld gewonnene Ansicht, daß, weil eine Spenadel ein Gegenstand von dem unbedeutendsten Werthe sei, also auch das Nadelgeld nie Gegenstand eines ansehnlichen Geschenkes, oder die Veranlassung zu einer bedeutenden Geldgabe gewesen sein könne, ist eine ganz unhaltbare. Das Spenadelgeld, ob das Wort Spenadel nun von den mönchlateinischen spenala oder, wie es Dr. Haymann's juridisches Lexikon will, von Spannadel (spannen, anziehen) entspringt, ist nur Dialektausdruck. Der Dialekt bedient sich kaum des Wortes Nadel, sondern eben nur des Spenadel, und so sagt auch, wo der Hochdeutsche Nadelgeld sagt, der Dialekt folgerichtig Spenadelgeld, und ist also eine Ableitung der Geringfügigkeit, Unbedeutendheit des Nadelgeldes aus obigem Dialektausdruck um so weniger zuläßig, als ja eben der Dialekt diesen Ausdruck fertig vom Hochdeutschen überkommen und nur in seiner Weise entstellt oder, wenn man es so haben will, mundgerecht gemacht hat.

*

Die Weiber werfen den Glimpf auf den Rücken. Der Sinn dieses Spruches beruht auf einem Wort-

ſpiele, zu welchem die doppelte Bedeutung von Glimpf Anlaß gibt. Glimpf iſt nämlich das was ſich ſchickt, und auch die Nadel, welche die Weiber rücklings am Miederneſtel haben. Mit dem Doppelſinne dieſes Spruches fertig zu werden, überlaſſen wir eben den — Weibern.

*

Spitznaſe — Uebel Baſe. Als äußeres Kennzeichen böſer Frauen nimmt man allgemein die ſpitze Naſe, ſowie ein auffallend ſpitzes Kinn an; daher auch die Redensart: „Spitz am Kinn, böſer Sinn", den ein Verwandter, der auf ſeine ſpitznaſige Baſe eben nicht gut zu ſprechen war, in: „Spitznaſe — übel Baſe" umgewandelt hat.

Ob die Sprichwörter Recht haben, darüber ſtellen wir aus gutem Grunde keine Unterſuchung an, und verweiſen lieber auf Lavater's Phyſiognomik, der darüber ein ganz artiges Capitel vorträgt.

*

Ins Lerchenfeld gerathen. Bei Luther in einem ſeiner kernigen Sprüche, in welchem er einen weitſchweifigen, winkelzügigen Schwätzer charakteriſirt, kommt das Wort Lerchenfeld*), und zwar in einer Stellung vor, die einen ruhig und harmlos vor ſich hinleſenden „Lerchenfeld-Kundigen" vom Sitze aufſchnellen machen könnte. Luthers Satz lautet wörtlich: „Er

*) Lerchenfeld iſt auch der Name einer Vorſtadt in Wien, Alt-Lerchenfeld, und eines außer den Linien Wiens gelegenen, vielbeſuchten Ortes, Neu-Lerchenfeld.

ſucht allerlei Winkelhölzer und kommt mit ſeinem Wiſchiwaſchi ins Lerchenfeld".

Mit dieſem „ins Lerchenfeld gerathen", will Luther nichts Anderes ſagen, als „ins Blaue hinein gehen". Blauer Himmel! freies Feld! Iſt das nicht der Lerchen Element?

Das Bild, welches ein humoriſtiſcher Maler mit keker Hand entwarf, eine herrliche, üppige, ſtaffageloſe Landſchaft, in deren Vordergrund man ein Getreidefeld und vor demſelben einen Stock aufgepflanzt erblickt, über welchem ein Männerhut und über dieſem ein Frauenhut hängen, verrathend, daß Adam und Eva tief im Getreidefelde, wo ſonſt Lerchen ſtecken, ſich befinden, gibt auch eine erklärende Illuſtration zu der Redensart „ins Lerchenfeld gerathen".

*

Couper la jupe, deutſch: „den Rock abſchneiden", Jemand in entehrender Weiſe kennzeichnen, alſo ohne Brandmal, nicht direct am Leibe, eben nur an ſeiner Umhüllung brandmarken. Dieſer Ausdruck rührt von der in Frankreich früher geübten Sitte her, leichtfertigen Frauenzimmern dieſes letzte Moment des Anſtandes abzuſchneiden, wahrſcheinlich um ſie äußerlich von anderen ehrbaren ihres Geſchlechtes zu unterſcheiden, wie ſie ſich auch moraliſch von ihnen unterſcheiden. Zu einer ähnlichen Maßregel ſah ſich auch Touſſaint-Louverture auf St. Domingo gegen die müßiggehenden und lüderlichen Negerinnen gezwungen. Er ließ ſie in Haufen zuſammentreiben und ihnen auf

dem Platze die Röcke sammt den Hemden, wie man sagt, „bis auf die Haut“ abschneiden, um sie zur Arbeit fähiger und bereitwilliger zu machen.

Mit Männern that so Peter der Große, denen er die damals üblichen langen Röcke abnehmen ließ, um sie allmälig an die deutsche Tracht zu gewöhnen.

*

Stiefmutter ist des Teufels Unterfutter. Ein solches Sprichwort ist mehr als historisch, es ist welthistorisch. Die Stiefmutter ist, wie bekannt, die durch eine zweite Ehe zugebrachte Mutter. Nach dem althochdeutschen stiufan, d. i. berauben, verwaisen, wäre Verwaisung der erste Begriff des Wortes, und Stiefmutter die Mutter der Verwaisten. Verwaist wäre aber wieder nur secundär zu den Begriffen: Gebeugt, umgestürzt, nach dem altnordischen steypa, gießen (daher Stauf, der Humpen, das Gefäß, ehemals auch Höhe, z. B. Donaustauf), angelsächsisch steap gähe. Aber auch wenn wir die Wurzel stiban, d. i. stützen, hernehmen, und an bestiften, d. i. begründen, einrichten, in Ordnung bringen, denken, bietet sich der sprachlichen Forschung über das Wort einiger Anhaltspunkt.

Seine echte Ausarbeitung hat der Begriff „Stiefmutter“ im Gefühlsleben des Volkes, in der Culturgeschichte erhalten. Düstere Geschichten und reizende Märchen erzählen uns von dem Walten böser Stiefmütter und von dem eingewurzelten Hasse des Volkes gegen sie. Sprichwörtlich ist „einen stiefmütterlich behandeln“ für „schlecht behandeln“; und selbst

ein harmloſes Blümchen, die ſogenannte Dreifaltigkeitsblume, auch Freiſamkraut genannt, eine Art Gartenveilchen, mußte ſich zum Träger dieſes Gefühls hergeben. Von der Stellung der Blätter nämlich, deren die fünf oberſten purpurfarbig, die zwei mittleren weiß und das unterſte gelb iſt, wird dieſe Blume auch das Stiefmütterchen genannt.

Der poetiſche Schmerz und Zorn des Volkes hat die Stiefmutter auch im Sprichworte im gebührenden Andenken erhalten.

Schon die alten Römer ſagten, wenn ſie vergebliche Klage andeuten wollten: „Seiner Stiefmutter klagen“, was nicht mehr und nicht weniger ſagen will, als „dem Henker beichten“. — Der „Stiefmutter-Haß“ iſt ein ſtehendes Wort im Familienleben, wenn derlei Unholde es zerſtören; und von heuchleriſchen Thränen ſagt man witzig: „Er weint ob ſeiner Stiefmutter Grab“, denn ſolche Thränen können ja nicht wahr ſein. Der traurige Einfluß, den ein ſolches Weib auf den Mann übt, iſt treffend in einer Redensart ausgedrückt, die den alten Brand zum Urheber hat:

Eim Stiefvater folgt dick und vil,
Wer nicht ſim Vater folgen wil,

oder in einem andern: „Wer eine Stiefmutter hat auch wohl 'nen Stiefvater, der ſchwache Mann muß ja wohl um des lieben Hausfriedens willen. Der ſchwache Mann! Der Haß und die Poeſie des Volkes gipfeln aber in dem einfachen: Stiefmütter ſind am beſten im grünen Kleide, d. h. drei Ellen tief unter grünem Raſen.

*

Sie hat einen Feiertag verkündet. So sagte man von Mädchen oder Frauen, welche eine Blöße bis übers Knie gegeben. Man will die Erklärung von der hie und da üblichen Sitte ableiten, wonach Mädchen aus Aberglauben sich ganz entkleiden, um zu erfahren, was sie für einen Mann bekommen, und durch solche Handlungen im Voraus die Ankunft der Feiertage verkünden, wie schon Sebastian Gailer den Adam singen läßt:

„O hätt' ich nit in Apfel bissa
So wär' ich oh Makel und Sünda,
Und dörft koine Fritig verkünda!"

Dieser letzte Vers in Adam's Gesang muß aufmerksam machen, daß es sich um etwas Peinliches, wie eine Strafe Auferlegtes handle, das entweder im Amte des Verkündens, oder in dem zu verkündenden Feiertage selbst liegt. Wo geht da der Faden? Ist Feiertag in der Bedeutung von Sonntag, oder eines Tages zu nehmen, an dem von der Arbeit gefeiert wird?

Wir folgten in der Erklärung der Redensart der Ansicht Eiselein's, doch scheinen uns die von ihm nahe gebrachten Beziehungen etwas weit auseinanderzuliegen. Wenn wir hier über ein abergläubisches Spiel lächeln, so haben wir es dort, bei der Entblößung, mit dem verletzten Schamgefühle zu thun, und nimmt man diese Verletzung als eine bewußte, absichtliche an, so könnte ja vielleicht eher angenommen werden, daß die Betreffende einen Genuß in Aussicht stelle oder verkünde, der etwa wie ein

Feiertag — die gewohnte Zeit zu Luſt und Tollheit — anmuthen ſoll.

Was die abergläubiſche Sitte des Sichentkleidens zu myſterieuſen Zwecken betrifft, iſt dieſelbe weit verbreitet und kommt bei verſchiedenen Nationen vor. Bei uns in Oeſterreich gewöhnlich zu St. Thomas oder in der Sylveſternacht. Das Mädchen muß um Mitternacht im Finſtern aufſtehen, einen Schemmel vor die Thüre oder vor den Ofen ſtellen und ſich im Hemde darauf ſetzen, worauf ſie den künftigen Mann ſehen wird.

Unſere an das Moment des Obſcönen in jener Entblößung verſuchsweiſe geknüpfte Erklärung wird durch ein ſehr bekanntes Sprichwort unterſtützt, das einen ähnlichen Vergleich macht. Wenn nämlich Jemand — namentlich Kinder und Frauen — ſo unglücklich iſt, des Morgens im Bette in einer Stellung überraſcht zu werden, für welche nur der ſchlafende Zuſtand eine Entſchuldigung bieten kann, ſo ſagt man ſcherzweiſe: „Es gehe die Sonne auf.“ Wenn nun für jeden dieſer Sprüche allein der letzte Erklärungsgrund fehlt, ſo laſſen ſie ſich vielleicht, einander gegenüber gehalten, beleuchten. Doch hier dürfen wir wohl mehr als irgendwo ſagen: „Sapienti sat.“

Dieſe Nudidäten bringen uns ein eigenthümliches franzöſiſches Sprichwort in Erinnerung, das in ſeiner ganzen Faſſung lautet: „Ses promesses ressemblent á celles d'une mariée qui entrerait au lit en chemise.“ Die Entſtehuug dieſer Redensart gründet ſich auf die vor Alters beobach-

tete Sitte, ohne Hemd ins Bett zu gehen. Auf alten Malereien sieht man Leute, die im Bette liegend dargestellt werden, stets nackt. Die alten französischen Fabeldichter sagten darum von zwei Personen in einem Bette: „Coucher nu à nue.“ Darauf gründet sich auch das alte französische Gesetz, welches gegen eine verheiratete Frau und einen fremden Mann, wenn sie beide nackt in Einem Zimmer gefunden wurden, als gegen Ehebrecher auftritt.

Auch wurde derjenige streng bestraft, der ein Mädchen in einen Sack gesteckt (fait le sac), d. h. zum Scherz in sein Betttuch gehüllt hatte, weil dessen Ehre, da er es bei diesem Spiele mußte nackt gesehen haben, in höchster Gefahr gewesen ist. In dem alten Roman: „Gerard de Nevers“ (unter dem Titel: „Euryanthe von Savoyen“ ins Deutsche übertragen) kann eine Alte nicht genug sich verwundern, da sie ein junges Mädchen, dem sie beim Entkleiden hilft, mit dem Hemde ins Bett steigen sieht. Der Sinn jenes Sprichwortes ist also: Irgend ein Versprechen ist lächerlich, weil unglaublich und schwer zu halten, so wenig man sich eine junge Frau denken kann, die mit dem Hemde zu Bette ginge [20]).

III.

Glimpf und Schimpf in Herren-Brauch und Spruch.

Herrenbrauch und Herrenspruch! Welche Fundgrube für den Culturhistoriker. Das reichste Material bieten die Chroniken und älteren Geschichtswerke dar. Da sie weniger aus dem Volkesgeiste hervorgegangen, als vielmehr Aussprüche Einzelner sind, so haben sie sich auch nicht so im Volksmunde erhalten, wie andere Sprichwörter. Sie nehmen in der Spruchweisheit eine eigene Stelle ein und würden sich am besten zu den Devisen und Wahlsprüchen anreihen lassen. Bei der kleinen Auswahl, die ich traf, habe ich mich blos von der Neuheit leiten lassen.

*

Guter Leumund ist mehr werth, als ein goldener Gürtel. Die Entstehung dieses Sprichwortes erzählt man in folgender Weise. Die Königin Blanka von Castilien, Gemalin Ludwigs VIII. von Frankreich, umarmte eines Tages, den Friedenskuß bietend, eine öffentliche Dirne, die sie wegen der Pracht der Gewänder für eine vornehme Dame gehalten. Der Friedenskuß war eine christliche Begrüßung im 7. Jahrhundert, welche Papst Leo III. eingeführt hatte. Man umarmte und küßte sich gegenseitig und sprach dabei die Worte: Pax domini sit semper vobiscum, der Friede des Herrn sei immer mit Euch! Der Kö-

nig, über den Mißgriff seiner Gemalin außer sich, verbot solchen Weibern das Tragen goldener Gürtel und Mäntel, die das Zeichen verheirateter und ehrbarer Frauen waren. Denn guter Leumund ist mehr werth, als ein goldener Gürtel, welcher goldene Satz sich bis heut im Volksmunde erhalten hat.

An die Geschichte dieses Wortes knüpft sich noch eine ernstere Tradition, deren Spitze die Erwerbung eines der schönsten Kronländer, der Steiermark, durch die Herrscher Oesterreichs ist.

Der Friedenskuß stellt sich nämlich in dieser Tradition noch in anderer Bedeutung als christliche Begrüßung dar, u. z. im Innern des kirchlichen Lebens selbst, unter den Mönchen, die sich während der Horen und Vespern auf dem Chore, sobald sie sich dazu versammelten, gegenseitig den Friedenskuß, osculum pacis genannt, spendeten. Der letzte Markgraf der Steiermark, Ottokar II. (1163—1192), litt an einem bösen Aussatze, der seine Gesundheit untergrub und ihn zum Gegenstande allgemeiner Zurückhaltung machte. Er war aber sehr fromm und fand sich gerne bei den geistlichen Uebungen der Mönche ein. Eines Abends betrat er wieder nach längerer Abwesenheit das Oratorium eines Klosters, wo die Mönche eben sangen und beteten. Er setzte sich schweigend auf einen freien Stuhl, an die Seite eines Mönches. Als dieser den Markgrafen erblickte, erhob er sich, und gab ihm, getreu der frommen Sitte und ungeachtet des häßlichen Aussatzes im Gesichte, das „Osculum pacis.“ Der Markgraf war darüber so ergriffen, daß er den Mönch näher kennen

zu lernen wünschte. Es war ein Mann aus dem österreichischen Lande. Schon lange mit dem Gedanken umgehend, wegen seiner Krankheit der Regierung zu entsagen, soll der Markgraf durch diese Liebesthat des Mönches eine große Zuneigung für das österreichische Volk gefaßt und endlich sich bewogen gefunden haben, sein Land dem Herzoge von Oesterreich, Leopold dem Tugendhaften, zu schenken. Seitdem besitzt Oesterreich die Steiermark (1192).

Noch steht mit dem Friedenskuß die Redensart „Das Paz küssen" in Verbindung.

Unter Paz ist das kirchliche Pacificale, eine Art Friedenskuß, osculum pacis, gemeint. Daß das Küssen oft eine gewagte und gefährliche Sache sei, brauchen wir wohl nicht erst zu beweisen. Eine Geschichte der Küsse, u. z. der historischen Küsse, an der wir arbeiten, wird genug Belegstücke bieten. Wie aber der Bischof von Speier von dem Kaiser erinnert ward, sich ein eigenes Paz zum Küssen zu bestellen, erzählt uns Zincgref: Als dieser Bischof nämlich die Gemalin Rudolph's I., welche sehr schön war, gegen ihren Willen mit einem Kusse zum Empfange begrüßt hatte, ließ ihm der Kaiser entbieten: „er habe dieses Paz (pacificale) für sich allein gekauft; wolle der Bischof eines küssen, so möcht' er sich ein eigenes bestellen."

*

Den Rosenkranz des Herrn von Montmorency beten. Gott behüt uns davor, setzt der französische Bauer hinzu. Wir werden weiter unten hören, warum?

Der katholische Rosenkranz, ein Surrogat des Gebetbuches, auch sehr oft „Paternoster", von den Anfangsworten des dabei gesprochenen Vaterunsers, im gewöhnlichen Leben auch einfach „Beten" genannt, jetzt nur mehr ein Gedächtnißmittel für ältere und auf einer niedrigen Stufe der Intelligenz stehende Leute, war früher viel allgemeiner verbreitet und auch in den Händen der „großen Welt." Seinen Namen hat er daher, weil man ursprünglich wirkliche Rosen dazu verwendete, und, nachdem man diese durch Korallen, Bernstein, Horn, selbst Holz ersetzt hatte, fortfuhr, ihn so zu bezeichnen. Fast ein Bedürfniß war er zur Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst, da die geschriebenen Gebetbücher noch selten und theuer und die Kirchengebete und Bibeltexte nur in lateinischer Sprache üblich waren. Die Protestanten waren die Ersten, welche Gebete in der Landessprache hatten. Dem entgegen fuhren die Katholiken, um sich nicht verdächtig zu machen, fort, ihren Rosenkranz zu benützen, der zur Zeit der Verfolgungen als Beweis des katholischen Glaubens und als Schutz diente. An Katharina von Medicis Hofe trugen die Damen, die andächtig und weltlich zugleich sein wollten, parfümirte Rosenkränze; man sagte daher von ihnen: sie wollten schon hier in den „Geruch der Heiligkeit" kommen. Ein schönes Gebetbuch und ein kostbarer Rosenkranz waren lange die Aussteuer einer wohlhabenden Braut.

Es gibt auch historische Rosenkränze, wie z. B. der Rosenkranz des Herrn v. Montmorency, Connetable von Frankreich, der sich noch heut im Sprichwort

erhalten hat, indem es in Frankreich heißt: Il faut se garder des paternostres de M. le Connestable, und die Paternoſter der Bauern eines Dorfes in Würtemberg, deſſen Namen zu erfahren uns aber leider nicht möglich geweſen. Was den Roſenkranz des Herrn von Montmorency betrifft, ſo hat es damit folgendes Bewandtniß: Der edle Connetable war ein ſehr gottesfürchtiger Mann, täglich betete er eine anſehnliche Zahl Roſenkränze und immer, wenn er zu Felde zog und bei allen Anläſſen war der Roſenkranz zur Hand. So zum Beiſpiel, wenn es im Lande Unruhen gab und er zu Roſſe ſtieg, um ſich von der Sachlage zu überzeugen, ſo rief er: „Da nehmt den und henkt ihn auf! dort auf jenen Baum!“ — „Die Schelme drüben, welche die Glocke zum Aufruhr gegen den König gezogen, haut ſie in Stücke!“ — „Das Dorf zündet an!“ u. ſ. w. und während er ſolche Richterſprüche that, Polizeimaßregeln ergriff, ließ er die Kügelchen ſeines Paternoſters, den er immer in den Händen hatte, niedergleiten, denn ſeine humanen Acte der Verwaltung begleitete er ununterbrochen mit Gebeten, die nur für Augenblicke von ſeinen Anordnungen obbemeldeter Art unterbrochen wurden.

Ueber die Roſenkränze der Würtemberger Bauern verdanken wir dem alten Hämmerlein Näheres. Dieſer erzählt uns nämlich, wie vor hundert und auch mehr Jahren die Bauern auf die Kirchweihe ebenſo zu gehen pflegten, als zögen ſie in den Krieg, mit Spießen, Lanzen und anderem Mordgewehr. Wie jetzt noch, ſo ging es auch damals auf den Kirmeſſen luſtig zu. Jeder brachte den vollen Säckel und ſorgte

fleißig, daß er leer wurde. Hatten die Bauern tüchtig gezecht und drehte sich schon um sie die Welt herum, dann fehlte es nie an Zank und Hader, flugs gings an die Spieße und Lanzen, und den nächsten Morgen fand man neben gebrochenen Kannen auch gebrochene Schädel und Hiebe im Kopfe, woher auch die Redensart stammt „einen Hieb haben". Dem Fürsten ward Kunde von diesen Schlachten in den Schänken, und in seiner Fürsorge erließ er den Befehl: „daß Niemand auf Kirmessen und ähnlichen Zusammenkünften mit einer Waffe erscheinen dürfe. Nur, so ein Bauer über Feld ging, sei es ihm gestattet, gegen Räuber, Wölfe, böse Hunde und anderes reißendes Wild ein Gewehr zu führen."

Das verdarb den Bauern ihre Hetze und unmuthig fügten sie sich solchem Geheiß. Es ließ sie nicht ruhen, sie sannen und sannen, wie sie solch ein Gebot umgehen könnten, und bald hatte es Einer, der alle andern im Schlechten übertraf, ersonnen. Sie ließen sich große Paternoster mit gewaltigen lothschweren Körnern und eisernen Ringen anfertigen, zogen durch selbe starke Seile und hingen sie sich wie fromme Wallfahrer um den Hals. Und so geschah es denn, daß ohngeachtet die widerhaarigen Schelme ohne Wehr auf den Kirmessen erschienen, sie nun mit ihren Paternostern mehr Hirnschalen und Augen ausschlugen, als je vorher mit Lanzen, Spießen und anderer Wehr.

Nicht in der Form der Waffe, in der Hand,
Die jede Waffe schwingt, ruht das Verderben;
Gesetze, die der Geist besorgt erfand,

Vermögen für die Tugend nicht zu werben,
Und soll nicht des Gesetzes Wirkung scheitern,
Dann heißt es, Herz und Sinn vor Allem läutern [21]).

*

Laß' Gottes Wasser über Gottes Land laufen. D. h. überall hin, nicht wie es zu gewisser Zeit und von gewissem Lande vertheilt und eingedämmt übernommen wurde; also Wasserfreiheit im weitesten Sinne des Wortes. Von diesem Sprichworte scheinen die Communen Wiens und mehrerer Ortschaften ihrer Umgebung geringe Kenntniß zu haben.

Als in England ein Mitglied des Unterhauses gegen die Bewilligung des Canalbaues sprach und endlich fragte: „Wozu denn Gott das Königreich mit so schönen Flüssen und Bächen versehen hätte?" erwiderte der Baumeister des Herzogs von Bridgewater von der Galerie herab: „Dazu wohl auch, daß man in Canälen Gottes Wasser über Gottes Land laufen lasse."

*

Habt ihr meiner auch gedacht? Diese ganz einfach vom Gefühle der Freundschaft, Liebe, der Theilnahme dictirte und mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche innig zusammenhängende Redensart hat auch einen historischen Hintergrund, der sich in sehr ferne Zeiten verliert und zur obigen Ableitung von Gefühlen der Theilnahme keine Beziehung hat. Ein Herzog von Braunschweig hatte zu Wolfenbüttel einen Vogt, der, um den Anforderungen seines Gebieters in Kleidern und anderen Geräthen zu genügen, viel

Schulden machte. So geschah es denn, daß ihn die Gläubiger selbst baten, ihrer, wenn er mit dem Fürsten spräche, zu gedenken und durch seine Fürsprache ihre Bezahlung zu erwirken. So oft nun der Vogt nach der Stadt und über die Schloßbrücke ritt, sprach er zu sich: Alle Plagen sollen den treffen, welcher mich heut' mahnen wird! Fragte ihn nun Jemand: „Habt ihr meiner auch gedacht", so war die Antwort des Vogtes: „Ja, ich habe deiner gedacht, als ich heut' über die Schloßbrücke ritt!"

*

Sieben ist weniger als fünf. Als Papst Clemens VII. in Rom von Kaiser Carl V. belagert wurde, meinte ganz Europa, wahrscheinlich also auch die Mathematiker, daß dießmal 7 weniger als 5 sein werde. Und in der That gaben die Ereignisse ihnen Recht. Pasquino hat darüber folgende Verse geschrieben:

„Clement septiéme, le saint homme,
Ayant esté pris avec Rome
Par l'armée de Charles quint —
Alors sept estoit moins que cinq."

Zu deutsch etwa:

„Als Kaiser Carl der Fünfte der Roma Kampf entbot,
Ist Papst Clemens der Siebente auf dem Platz geblieben;
Was gab das in Mathesi für übergroße Noth!
Bewiesen war es klar, daß fünf mehr ist als sieben.

*

Lob ohne Maß hat kein Ehre, lautet umschrieben etwa:

Wer ein Ding zu viel lobet und liebt,
Gewöhnlich viel Falsches mit unterschiebt.

Als Kaiser Carl V. auf seiner Reise durch Frankreich — im Jahre 1540 — von einem Pariser Phrasenmacher mit ungemessener Lobrede empfangen wurde, erwiderte ihm der Kaiser: „Euer großes Lob ist uns darum lieb, weil es uns erinnert, wie wir sollen beschaffen sein.“ Das ist die einfachste Illustration des „Lob ohne Maß hat kein Ehre.“

*

Die Logik ist von der Rhetorik besiegt worden. Diese altsächsische Redensart ist einer geschichtlichen Thatsache entwachsen. Gerhard Freiherr von Berg, Bischof zu Hildesheim, war ein sehr kriegerischer Prälat. Gleich in seinem ersten Amtsjahre (1364) bändigte er 60 westphälische Ritter, die gleich Räubern in den dem Bisthume gehörigen Ländereien gehaust hatten. Auch mit den Herzogen von Braunschweig stritt er, obwohl schwächer an Kräften, wacker sich herum und gewann manchen Vortheil. Einst nahm er ihren Verbündeten, den Bischof von Halberstadt, Albert, gefangen. Dieser Mann ward als tüchtiger Logiker berühmt, während seinerseits Gerhard eben solchen Ruf als Rhetoriker hatte. Da also der Logiker von dem Rhetoriker gefangen worden war, so ging alsbald durch das ganze Land der witzige Spruch: „Die Logik ist von der Rhetorik überwältigt und besiegt worden.“ Natürlich findet sich hier

das Seltene der Sache, da die Logik in der Regel durch ihr festgeschlossenes Auftreten unüberwindlich ist, treffend hervorgehoben und eben zu diesem Witze benützt. Die Schönrednerei in den Landtagen, Reichsräthen, Parlamenten, Abgeordnetenhäusern, Deputirten-Versammlungen, Volkskammern und wie sie alle heißen, wo nicht selten die Phrase über das bessere Recht den Sieg davon trägt, hat obige Redensart in die alten Ehren eingesetzt.

*

Comte je ne veulx, duc je ne puis
Je demeureray Seigneur de Coucy.

Ein stolzes Ritterwort, mit andern Worten: kann ich nicht sein, was ich will, so will ich nicht sein, was ich kann. Enguerrand VI., Herr von Coucy, einer der mächtigsten Edelleute der Picardie, soll obige Antwort aus folgendem Anlaß gegeben haben: Enguerrand war Admiral von Frankreich, oder wurde doch so genannt; er erbat sich vom Könige nunmehr den Herzogtitel; der König schlug ihm denselben ab, trug ihm aber den eines Grafen an. Enguerrand wies das Anerbieten stolz mit den Worten zurück:

Comte je ne veulx, duc je ne puis,
Je demeureray Seigneur de Coucy.

welche Antwort sprichwörtlich geworden. Sie erscheint auch in Variationen als:

Je ne suis roy ne prince aussy,
Je suis le seigneur de Coucy,

oder:

Prince je ne daigne roi je ne puy,
Je suis le sire de Coucy.

Jedenfalls aber ist die erste die der historischen Thatsache entsprechendste.

Aehnlich ist des Cardinals Rohan unter König Ludwig XVI. stolze Devise:

Prince je ne veux, roi je ne puis
Rohan je suis [22]).

*

Der Bogen abgespannt
Heilt noch nicht der Wunde Brand.

Ist eine zum Sprichwort gewordene anfänglich italienische Devise, die dann ins Französische überging. „Arco perlantare plaga non sana", stand über einer Armbrust, deren Sehne zerrissen war, als Devise, welche René, Herzog von Anjou, genannt der Gute und König von Sicilien, sich gewählt, nachdem er seine erste Gemalin Isabella von Lothringen (gest. 28. Februar 1453), der er aus ganzer Seele ergeben war, durch den Tod verloren hatte. Er wollte damit andeuten: der Tod seines geliebten Weibes habe aus seinem Herzen nicht die Liebe verlöscht, die er für dasselbe empfunden, und das „debander l' arc ne guérit pas la playe" wendet man treffend in jenen Fällen der Trauer, Kränkung oder sonst bei Unbilden an, deren Erinnerung auch dann nicht aufhört, wenn ihre Ursache längst behoben ist.

*

Fleißige Hennen soll man verwahren und wohl halten. Als Kaiser Max I. im J. 1493 zu Aachen

gekrönt wurde, brachten ihm unter Andern auch die Juden ihre Huldigung dar und zum Geschenk einen vollen Korb goldener Eier. Maximilian ließ nun die Juden in guten Gewahrsam nehmen, übrigens aber wohl halten. Diese erschracken nicht wenig über solchen Vorgang und wurden sehr besorgt, fragten auch nach der Ursache ihrer Haft. Der Kaiser erwiderte ihnen lachend: „Hühner, die so kostbare Eier legen, muß man ja nit gleich wieder fliegen lassen, sondern sie verwahren und wohl halten."

*

Sammirgott, später verballhornt in Jasomirgott, — und man beschuldigt Zschokke dieses Frevels — ward der berühmte österreichische Herzog Heinrich genannt, weil er zur Bekräftigung der Wahrheit einer Aussage stets rief: „So mir Gott helfe" oder: „Sa mir Gott ꝛc."

Man behielt „Sammir" als Schwurformel bei. So heißt es bei Geiler:

„Sammir Gott! es sind nit besser Hering in der ganzen Stadt."

Dieses „Sam mir" ist nicht zu verwechseln mit einer andern ganz gleich lautenden Phrase, die aber aus samt mir entstanden ist und Gelegenheit zu dem jocosen Worte: „Samiklaus," in dem Sprichworte: „Sie kennen schon den Samiklaus!" gab. Man meint darunter Mädchen, die den ornamentalen Lückenbüßer des Feigenblattes auf antiken, meist restaurirten nackten Statuen vollends verstehen.

*

Es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt. Mancher Gymnasiast dürfte den Ursprung dieser Redensart kennen. Aber da dieses Buch eben nicht allein in die Hände von Gymnasiasten kommen mag, so wird seine Erklärung nicht überflüssig sein. Der römische Senator Paulus Aemilius hatte lange mit seiner Gattin Pappria gelebt, die ihm einen Sohn, den später so berühmt gewordenen Scipio Aemilianus, gegeben, und endlich trennte er sich von ihr. Seine Freunde versuchten ihn davon abzubringen; er blieb aber fest bei seinem Vorsatze, streckte statt aller Antwort seinen Fuß aus und sagte: „Ist dieser Schuh nicht neu? Ist er nicht schön? Und doch weiß Niemand, wo er mich drückt."

Wenn wir die Pointe dieser Geschichte betrachten, so sehen wir klar, daß man das eigentliche Sprichwort, wie es im Schwange ist, in die obige Form verballhornirt hat. Das Sprichwort lautet genau: „Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt"; natürlich weiß das Jeder am besten selbst, und das wollte der Senator auch sagen. Ist denn das Logik: „Der Schuh ist neu, ist schön, und doch weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt!! Nein! Der Schuh ist ganz gerecht, soll es heißen, und doch drückt er mich; das weiß aber nur ich allein! natürlich, weil ich ihn trage.

Der Engländer sagt: „A man know himself best, where his sore lies" [23]).

*

Es stiebt davon, wie Spreu vom Korn. Ein

ſchönes hiſtoriſches Wort, ein halbes Jahrtauſend alt. Rudolph von Erlach, Feldoberſt der Berner (geſt. 1360), ſprach es lächelnd, als viele ſeiner Leute vor der entſcheidenden Schlacht bei Laupen das Ferſengeld nahmen. Er konnte es ſprechen, denn der Sieg war ſein; die davon gelaufen waren, hatten nichts dazu gethan; ſie hätten nur, wenn ſie ſich nicht früher aus dem Staube gemacht hätten, durch Verwirrung im Kampfe den Sieg vereitelt. Die Erläuterung der Redensart: „Ferſengeld nehmen“ iſt bereits in den „Hiſtoriſchen Wörtern“ (S. 105, Nr. 72) gegeben worden.

IV.

Kalender- Schimpf und Glimpf.

Der Kalender ist eine wahre Fundgrube für das Sprichwort. Nicht allein, daß Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewiger Wetter-Kalender, darin eine große Rolle spielt, auch die Legende, die Märtyrergeschichte, die Sage haben merklich beigesteuert, und in diesen Blüthen der Volksweisheit wechseln Witz mit Sinnigkeit, echter Volksjocus mit frommer Schlichtheit in buntester Weise ab. Von dem „ewigen Wetter-Kalender" habe ich für dieses Mal ganz Umgang genommen. Vielleicht ist mir Gelegenheit geboten, dieses wunderliche Product unbewußter Naturwissenschaft, welches bei allen Völkern und bei jedem in interessanter Eigenthümlichkeit zu Tage tritt, später einmal darzustellen. In dem Folgenden habe ich nur eine die zweite Richtung betreffende Auswahl getroffen aus dem großen Materiale, welches ich fertig liegen habe.

Auch da war es meine Aufgabe, das weniger Bekannte und doch Interessante auszuwählen.

*

Das Christophel-Gebet. Der heilige Christoph stand einst bei dem Volke in großem Ansehen, da man allgemein glaubte, er habe die Macht, über die im Wasser liegenden unermeßlichen Schätze zu verfügen und Menschen damit glücklich zu machen. Kein Wunder daher, wenn ein eigenes Gebet an ihn entstand, das in seiner Form den Glauben an diese Macht des Heiligen zum Ausdrucke bringt. Man will ihn dadurch gleichsam beschwören, vom Himmel niederzusteigen und den Schatzgeistern entsprechende Aufträge zur Vertheilung der Reichthümer an Sterbliche zu geben. Sein Bildniß, wie er den Erlöser auf seinen Schultern trägt, ward an die Kirchen und Häuser gemalt, damit er immer gesehen werden könne, denn sein Anblick, hieß es, schütze vor schnellem Tode. Dieses Vertrauen auf den Heiligen ist uns auch noch in einer alten Uebersetzung lateinischer Verse aufbewahrt; sie lauten:

„St. Christoph, du hast solche Macht,
Wer dich früh sieht, am Abend lacht."

und ein altes Sprichwort sagt: „Wer einen großen Christoffel zum Helffer hat, der kan truckenes Fuß vber Meer gehen."

Was Luther über die Legende vom h. Christoph sagt, ist so trefflich, daß wir es hieher setzen. Luther sagte, daß es „keine Historie wäre, sondern eine sinnreiche Erdichtung, anzuzeigen, wie ein Christ sein

ſolle und es ihm ginge; nämlich ein großer, langer, ſtarker Mann, der ein kleines Kindlein, das Jeſulein, auf der Achſel trägt, iſt aber ſo ſchwer, daß er ſich unter ihm bücken und biegen muß (wie denn auch der Name Chriſtophorus Einen, der Chriſtum trägt, anzeigt), durch das wüthende, wilde Meer, die Welt, da die Wellen, die Tyrannen und Rotten zu ihm einſchlagen und ihn verfolgen, wollten ihn gern um Leib und Leben, Gut und Ehre bringen; er aber hält ſich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, das iſt „Gottes Wort.“ Jenſeit dem Meere ſteht ein altes Männlein mit einer Laterne, darinne ein brennend Licht iſt, das ſind die Schriften der Propheten, darnach richtet er ſich und kömmt alſo unverſehrt an's Ufer, da er ſicher iſt, das iſt das ewige Leben; hat aber einen Wetzſchker (Schnapptaſche, Schnappſack) an der Seite, darinnen Fiſche und Brot ſtecken, anzuzeigen, daß Gott ſeine Chriſten auch hier auf Erden in der Verfolgung ernähren und den Leib verſorgen will, und ſie nicht laſſen Hungers ſterben, wie doch die Welt gern wollte. Iſt ein ſchön chriſtlich Gedicht!“

Zu einem köſtlichen Witze gab die Trägerrolle des h. Chriſtoph den Franzoſen Veranlaſſung, die von einem „heiligen Chriſtoph am Palmſonntag“, un saint Christofle de Pasques fleuries, etwas wiſſen. Mit dieſem Ehrentitel, der ganz kurz „Eſel“ lautet, denn am Palmſonntag war ja der Eſel der Chriſtusträger, Chriſtophorus, werden verblümt jene belegt, die allenfalls darauf gerechten Anſpruch haben [24]).

*

Das heilige Grab hüten. Mit dieser frommen Phrase umschreibt man die trostlose Situation, wenn man für Nichts und wieder Nichts eine Arbeit verrichtet hat. Einen historischen Nachweis gibt es für diesen Volksschimpf nicht. Und doch muß ihm etwas zu Grunde liegen. Es scheint demnach, man stellt sich das Hüten des h. Grabes, welches sich bis auf die Gegenwart erhalten hat, als eine Aufgabe vor, die Niemand umsonst leisten will, höchst wahrscheinlich zunächst mit Beziehung auf das Undankbare derselben, indem der auferstehende Herr die Hüter zu Schanden machte und ihnen das Grab leer hinterließ. Der alte Bebelius mit seinem Satze: „Nemo custodit gratis sacrum sepulcrum Christi“ führt uns auf obige Fährte. Das heilige Grab als einen Gegenstand allgemeinen Interesses zu hüten, nämlich für alle übrigen, und zwar auf seine Kosten Wache dabei zu stehen, kann nicht irgend ein Einzelner ohne Weiteres verhalten werden. Jedenfalls ist die Redensart ziemlich alt, denn schon Luther sagt ausdrücklich: „Niemand will das heilige Grab umsonst hüten.“

*

Der Athem des heiligen Columban. Leute mit starken Lungen haben, sagt man, den Athem des h. Columban, also Nachtwächter, Waarenausrufer, überhaupt Leute, die in ihren Geschäften ein gutes Stimmwerk brauchen. Diese Bezeichnung verdankt einem Wunder des h. Columban seinen Ursprung. Der h. Columban, der um 560 geboren war, pre-

digte eines Tages am Gestade des Züricher Sees; denn er hatte sich, nachdem er zu Anegray und Luxueil den Orden der Mönche und Klosterfrauen, die seinen Namen tragen, gestiftet und darob von König Theodorich vertrieben worden war, in diese Gegenden geflüchtet. Während er in frommem Eifer das Wort Gottes verkündete, gewahrte er, wie ein ansehnlicher Theil seiner Zuhörer um eine andere Stelle sich drängte, wo nämlich dem Gotte Mars ein Bierfaß zum Opfer dargebracht werden sollte. Columbanus machte mit diesem für ein Heidenopfer bestimmten Bierfasse wenig Umstände. Er blies mit seinem Munde nach der Richtung, wo das corpus delicti stand, und blies das Faß entzwei, so daß der Inhalt des geborstenen Fasses auf die Erde rann. Wie die Züricher diesen Gewaltstreich aufgenommen, verschweigt die Legende [25]).

*

Der 21. October im Kalender. (Heil. Ursula und die Elftausend Jungfrauen). Dieser Tag ist für uns von größerer Wichtigkeit, als es auf den ersten Anschein hin zu vermuthen wäre. Wir feiern an ihm den Tag der heiligen Ursula, die mit dem stattlichen Gefolge ihrer 11.000 Jungfrauen öfter zur gedankenlosen Phrase wird, als es eben gut ist. Die Legende erzählt uns von dieser Heiligen und ihrer frommen Schaar in Kürze das Folgende, wobei wir der im Brevier der Benedictiner enthaltenen Darstellung folgen. Als Kaiser Gratian regierte, wurde Flavius Clementius Maximus, Befehlshaber der in Groß-

britannien stationirten römischen Legionen, von den aufrührerischen Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Er bemächtigte sich der Herrschaft und schickte Truppen nach Gallien, von welchen die dort wohnenden Armorier vertrieben und ihre Gegenden unter die aus Britannien herangezogenen Legionen vertheilt wurden. Die heutige Bretagne leitet ihre Benennung von diesen britischen Ansiedlern ab. An Männern fehlte es nun diesen Soldaten-Colonien nicht, wohl aber an Frauen. Und diese sollten geschafft werden. Regulus, Befehlshaber dieser Colonien, schickte auf des Briten Conanus Rath eine Gesandtschaft nach Großbritannien, welche so viele Jungfrauen fordern sollte, als zur Verehelichung seiner Militär-Colonisten nöthig sein würden. Die Britannier, denen es darum zu thun war, in des neuen Kaisers Gunst sich zu erhalten, fanden gegen diese Forderung nichts einzuwenden und wählten aus ihren Familien eine entsprechende Schaar von Jungfrauen, die von London aus, wo sie gesammelt wurden, gegen ihren Willen zu Schiffe gebracht wurden. Die Vornehmste von ihnen war Ursula, Tochter des Königs von Kornubien (das heutige Cornwalis). Die Einschiffung ging gewaltsam vor sich. Die Schiffe liefen vom Stapel, wurden aber durch einen Sturm an das germanische Ufer verschlagen. Um diese Zeit hielten Hunnenhorden diese Gegenden, wohin die 11.000 Jungfrauen gerathen waren, besetzt. Diese Hunnen waren aber von Kaiser Gratian gegen seinen aufrührerischen General und jetzt Gegenkaiser Flavius Clementius Maximus zu Hilfe gerufen worden. Die

Hunnen stürzten sich mit wilder Begier auf die willkommene reizende Beute. Die Jungfrauen aber, von der Königstochter Ursula aufgemuntert, wollten lieber sterben, als ihre Jungfräulichkeit von den Hunnen verletzen lassen, vertheidigten sich mit muthiger Unerschrockenheit und wurden alle grausam gemordet. Dieß ist die ungeschminkte Darstellung der Legende, wie sie Gallfried von Monmouth um die Mitte des 12. Jahrhunderts aufzeichnete, und diese Aufzeichnung Baronius im Vatican fand. Später wurde die Legende vielfach ausgeschmückt, der Opfertod der heil. Ursula, die sich lieber von Pfeilen durchbohren läßt, als dem Hunnenfürsten hingeben will, mit mannigfachen Zuthaten versehen. Der Kunst gab die Legende einen reizenden Stoff, wie das Bildchen von Hanns Memling beweist, welches auf dem Reliquienkasten der h. Ursula in Brügge zu sehen ist.

Was die Zeit des Opfertodes dieser heroischen Frauen betrifft, so sind die Angaben sehr verschieden, die Legende, wie sie oben erzählt ist, fällt ins Jahr 383, denn damals lebte Maximus; Surius, der die Geschichte ganz anders erzählt, setzt sie um anderthalb Jahrhunderte zurück und zwar in die Jahre 235 — 238; wieder Andere, durch den Hunnenfürsten auf die Zeit Attila's hingelenkt, versetzen diese Episode der Marthyrergeschichte in die Zeit der Schlacht von Chalons, um 451; alles Dinge, die der Legende ganz und gar nicht gut zu Statten kommen.

Köln nun, die Stadt so vieler Antiquitäten und Heiligthümer, ist so glücklich, neben anderen derartigen Schätzen, von der heiligen Ursula

und ihrer Schaar manche kostbare Reliquie zu besitzen, so z. B. den Schädel und den Ring der heiligen Ursula, den Pfeil, der sie durchbohrte, das Haarnetz derselben (es ist jedenfalls interessant, zu erfahren, daß der Unfug dieser Biberschwänze neuester Zeit schon zu jener Zeit bestanden habe), die mit dem Blute der heiligen Jungfrauen vermischte Erde; der Körper der h. Ursula, ihres Verlobten und mehrerer anderer Heiligen, die mit dieser Legende in inniger Verbindung stehen, wie der h. Cordula, des h. Pantalus u. a., befinden sich in vergoldeten Metallschreinen, außerdem werden in vergoldeten Glasschränken 1660 Schädeln in goldgestickte Kapseln gehüllt gezeigt, und das Innere der 80 Fuß langen, 10 Fuß hohen und 2 Fuß dicken Chorwand ist mit lauter Gebeinen angefüllt, ohne der Reliquien in den 19 Grabgewölben zu gedenken. Um als getreuer Erzähler es ja in Nichts zu versehen, so lasse ich noch als Beweis der Unumstößlichkeit dieser Legende die Worte eines glaubensseligen Mannes folgen, welcher wörtlich folgendermaßen argumentirt: „Wenn man die ungeheure Zahl menschlicher Gebeine, die in der Ursulakirche (in Köln) ruhen, deren Doppelwände im Chor, deren übrige zahlreiche Ruhestätten mit Gebeinen vollgepfropft sind, betrachtet, so muß man, um mit Papebroch zu reden, einen ehernen Sinn haben, um noch der so erhabenen, auf alter Grundlage ruhenden Kölnischen Ueberlieferung, daß auf dieser Stätte die h. Ursula mit ihrer Elftausend Jungfrauen umfassenden Gesell-

schaft für Christus den Martyrertod erlitten habe, den Glauben abzusprechen."

Wir übergehen nun, wie die ältesten Martyrologien, ein altes Freisinger Missale, verschiedene Urkunden aus dem zehnten Jahrhundert und gelehrte Männer der späteren Zeiten die Thatsache als eine nicht zu bezweifelnde hinstellen. Aber eben deßwegen erscheint es interessant, auch der Zweifel zu gedenken, welche nicht gegen das Martyrthum von mehreren Jungfrauen, sondern gegen die Zahl erhoben wurden. Auf wie viel Schiffen wurde bei den damaligen Verkehrsmitteln zu Land und Wasser diese ungeheure Zahl von Frauen eingeschifft? Ist es denn überhaupt so leicht, eine so große Zahl von Mädchen mir nichts dir nichts zusammenzuraffen? Ist diese große Zahl denn auch eben nothwendig, um die Glaubensstärke der allenfalls Wenigeren minder groß erscheinen zu lassen? Liegt es denn überhaupt an der Zahl oder an der That, daß einzelne Jungfrauen für das heilige Gut ihrer Jungfräulichkeit sich nicht scheuten, den Opfertod zu erleiden?

Diese und noch viele andere, auf das Nämliche abzielenden Fragen wurden gestellt, und erklären es, wenn das Andenken der Glaubensheldinnen durch die oft gedankenlos, ja spottweise hingeworfene Phrase profanirt wird. Männer der Wissenschaft haben es nun versucht, die Sache auf verschiedene Weise zu erklären. Herr de Valois, in der Gelehrten-Republik als Hadrianus Valesius bekannt, schreibt: „Il y a une Sainte Ursule Martyre, suivant la comune

opinion. On ignore neanmoins de quel temps elle a été. Mais je suis treshumble serviteur des onze mille vierges"; zu deutſch: „der allgemeinen Anſicht nach gibt es eine heilige Urſula, eine Martyrin. Man weiß jedoch nicht, zu welcher Zeit dieſelbe gelebt habe. Ich aber bin der unterthänigſte Diener der Elftauſend Jungfrauen." Die franzöſiſche Galanterie bleibt nirgends aus, auch nicht bei der Legende, aber der galante Franzoſe erklärt nichts. Anders iſt es mit der Anſicht, welche Pater Sirmond, ein berühmter Jeſuit (geb. 12. October 1559, † 7. October 1651) aufſtellt. Dieſer meint Folgendes: in einigen geſchriebenen Martyrologien habe ſich die Stelle gefunden: „SS. Ursula et Undecimilla V. M. (i. e. virgines martyres)", was ſo viel ſagen will, als: die heilige Urſula und die heilige Undecimilla, Jungfrauen Martyrerinnen. Dieſe Stelle wäre aber, indem man das Undecimilla (den weiblichen Namen) zu einer Zahl, undecim millia, machte und die Buchſtaben V. M. für virgines martyres las, in heilige Urſula und Eilftauſend Jungfrauen verwandelt und wären ſo aus zwei Glaubensheldinnen deren 11.000 geſchaffen worden. In anderer Weiſe wieder ſucht der berühmte Profeſſor des canoniſchen Rechtes zu Altorf Johann Chriſtoph Wagenſeil (geb. 26. Nov. 1633, † 9. October 1705) die Sache zu deuten. Dieſer nämlich erzählt: es wäre anfänglich in den Martyrologiis geſchrieben geweſen: Sancta Ursula cum XI M. Virg., was ſo viel bedeute, als die heilige Urſula mit 11 Martyrer-Jungfrauen, woraus aber, indem das M für die Abkürzung von Millia

gehalten wurde, die Leſeart Sancta Ursula cum undecim Mill. Virg., das iſt, die heilige Urſula mit 11.000 Jungfrauen entſtand.

Die Frage möge offen bleiben, unſere Sache war es, die Thatſachen wie ſie ſind hinzuſtellen. Wir fügen nur noch einige Bemerkungen und Angaben für allfällige ſpätere Forſcher dieſer Angelegenheit hinzu. In den Martyrologiis, welche vor dem tridentiniſchen Concil gedruckt wurden, fand ſich das Feſt der heiligen Urſula wie folgt: „Commemoratio Sanctae Ursulae et undecim millium virgin. martyr.“ auf den 21. October angeſetzt; in den nach dem gedachten Concil gedruckten Brevieren findet man aber ſtatt der obigen Leſeart die folgende: „Commemoratio Ursulae et Sociarum virginum“. Was ferner die wenig bekannte Heilige Undecimilla betrifft, ſo bildet dieſelbe den Gegenſtand einer Abhandlung, welche in der von dem Göttinger Profeſſor Heumann (geb. 3. Auguſt 1681, geſt. 1. Mai 1764) herausgegebenen Schrift: „Dissertatio exhibens historiae litterariae fragmenta aliquot“ (Gottingae 1738, 4°) unter Nr. 12 enthalten iſt.

Endlich iſt in neueſter Zeit die heilige Urſula ſelbſt Gegenſtand einer ganz ausführlichen wiſſenſchaftlichen Unterſuchung geworden in der Schrift: „Die Sage von der heiligen Urſula und den elftauſend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforſchung“ von Oscar Schade (Hannover, Rümpler, 132 S. 8°), welche im Jahre 1854 bereits die dritte Auflage erlebte. Dieſe Schrift bringt uns die Worte des Dichters: „Wozu in der Ferne ſchweifen, liegt

das Gute doch so nah", in Erinnerung. Schade vermuthet hinter der heiligen Ursula eine Göttin des älteren deutschen Heidenthums, womit er eben nichts Neues ausspricht. Ja er geht noch weiter zurück, als in das deutsche Heidenthum. Aus dem Umstande, daß Ursula in einem Schiffe fuhr und daß sehr viele spätere Kirchenbilder ihr einen weiten Mantel gaben, unter dem sich ihre Jungfrauen bergen, erblickt er in der Heiligen eigentlich die ägyptische Isis oder die römisch aufgefaßte Nehalennia. Weil die Weber am Niederrhein noch im Mittelalter ein Schiff herumgeführt und ihr Hauptwerkzeug das Weberschiff ist, will Schade die heilige Ursula auch mit Spinnen und Weben beschäftigt wissen, wie die Berchta und Holle des heidnisch deutschen Volksglaubens. Hier ist nicht der Platz auf den Inhalt von Schade's Buch, das Spott und Hohn über die Kölner und ihren Glauben an die Elftausend Jungfrauen in Hülle und Fülle ausgießt, des Näheren einzugehen. Wohl aber ist es am Platze mit der verständigen Ansicht des Altmeisters Göthe den Kalenderglimpf der heiligen Ursula und ihrer Genossinnen zu schließen. Göthe dachte nämlich bei der Ermordung jener heiligen Jungfrauenschaar an den Ufern des Niederrheins, wie bei dem Marthyrium der berühmten „legio fulminatrix", an große Parteimorde, an sicilianische Vespern oder Pariser Bluthochzeiten. Das hat ohne Zweifel viel für sich, weil sich in den Kampf des späteren römischen Kaiserthums mit den immer siegreicher vordringenden Deutschen und Hunnen allerdings auch die Interessen der heid-

nischen und christlichen Partei eingemischt haben und eine historische Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß in jenen wilden Zeiten massenhafte Martyrien stattgehatten, jedenfalls vorliegt[26]).

*

Sanct Othmar's Legel. Bei Gastereien, wo die Flaschen truppweise aufmarschiren, heißt es, da ist ja Othmars Legel. Was ist Legel? Wer ist Othmar? Legel, Lägel, ist ein kleines hölzernes Fäßchen, aus dem lateinischen lagena, mittellateinisch legula. Othmar aber war Abt von St. Gallen; später auf Wörd bei Stein am Rhein verwiesen, starb er alldort im Jahre 759. Als in der Folge sein Leichnam von da nach seiner Abtei geführt wurde, erhob sich ein furchtbarer Sturm auf dem Obersee und die Schiffer hatten bei ihrer Arbeit zur Erquickung nur ein „Legel" mit Wein, das aber wunderbarer Weise, so viel sie auch daraus tranken, nicht leer wurde.

Othmars Legel spielt auch in der Redensart: „Er hat des Helden Legel bekommen", was so viel bedeutet, als geprellt werden, eine Rolle. Man erzählt sich die Geschichte so: Zwei fahrende Schüler kamen einst auf die rauhe Alp in Schwaben, wovon der eine, so Held hieß, Abends in die Stube eines bemittelten Bauern trat und um Nachtessen sowohl, als um Herberge bat, was ihm gewährt wurde. Während des Essens langte er zum Fenster der Hütte herein seine Weinflasche, die er dorthin gesetzt hatte, und brachte es seinen Wirthsleuten zu. So oft die Flasche leer war, setzte er sie wieder zum Fenster hinaus, damit sein Kamerad sie aus

dem „Legel“ füllen konnte. Die Leute thaten sich gütlich und waren verwundert, daß die Flasche nie leer wurde, daher sie fragten, wie das zugehe? Das ist, sprach der fahrende Schüler, Sanct Othmars Fläschlein, das nie leer wird. Der Bauer wünschte dieses Wundergefäß zu kaufen, und erhielt es für 100 fl., aber es hat sich hernach nie wieder von selbst mit Wein angefüllt.

Hier gab der Name des schlauen fahrenden Schülers Held Anlaß zu dem Sprichworte: „Er hat des Helden Legel bekommen“, d. h. er ist geprellt worden; er glaubte was Wunder erschachert zu haben und hatte nichts.

*

Leicht sein wie der Vogel des heiligen Lukas. Die Anwendung dieser Redensart auf alles Plumpe, Blöde, Schwerfällige, wird sich aus dessen Erläuterung von selbst ergeben. Der h. Lukas wird gemeiniglich in Gesellschaft eines Ochsen, dieses schwerfälligsten aller Thiere, dargestellt. Ja warum heißt er aber der Vogel des heiligen Lukas? Dieser biblische Ochs trägt Flügel. Wer nicht in Gefahr gerathen will wegen Schwerfälligkeit im Auffassen obigen Spruch auf sich angewendet zu sehen, wird mit dieser Erklärung sich begnügen [27]).

*

Kostbar wie das heilige Chrysam. Damit bezeichnete man in früherer Zeit, vornehmlich aber in Frankreich, wo diese Redensart lautet: „precieux

comme le saint crême", Dinge von hohem Werthe. Leduchat gibt dafür folgende Erklärung: die Bevölkerung in der Gegend von Perigord hielt an dem Glauben, daß vor Alters die Substanz des heiligen Chrysam aus dem Ohre eines Drachen geholt worden sei. Ein Ritter des Hauses Bordeille sei deßhalb eigens nach Jerusalem gegangen, wo er auf besagte Weise die kostbare Substanz sich zu verschaffen gewußt, welche dann von dem Bischofe in Jerusalem geweiht und an die Kirchen der Christenheit vertheilt worden sei. Bei uns im Deutschen lebt das heilige Chrysam nur noch in der Redensart „an dem oder jenem ist Tauf' und Chrysam verloren" [28]).

*

Hier ist Bischof Benno gegangen. So sagt der protestantische Landmann im Elbethale, wenn er ein Kornfeld, einen Grund als besonders üppig und fruchtbar bezeichnen will. Der Spruch ist ein lebendiger Ausdruck der großen Verehrung, welche das Volk für das Walten des frommen Bischofes, des großen Bekehrers der Elbe-Serben, noch jetzt empfindet.

Der Gedächtnißtag dieses merkwürdigen Mannes ist der 16. Juni. Benno war im Jahre 1010 zu Hildesheim geboren. Mit gelehrter Bildung ausgerüstet trat er, 18 Jahre alt, in den Benedictiner-Orden seiner Vaterstadt und ward zehn Jahre darnach dessen Abt, verzichtete aber auf diese Würde. Im Jahre 1051 folgte er einem Rufe des Kaisers Heinrich III. nach Goslar als Propst des dortigen

Collegiatstiftes St. Simon und Juda. Fünfzehn Jahre verweilte er dort. Erzbischof Anno von Köln ernannte ihn 1066 zum Bischofe von Meißen und diese Stellung war es, in der er seine eigentliche segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Ausbreitung des Christenthums, Verbesserung der Einrichtung des Stiftes, Verkündigung des Wortes Gottes, Krankenpflege, Vernichtung der letzten Reste des Heidenthums, Einführung eines verbesserten Kirchengesanges, Verschönerung der Domkirche, das waren seine Aufgaben, deren Lösung in diese Zeit seines Episcopats fällt. Aber auch die materiellen Grundlagen des Volksglückes behielt er im Auge. Die Cultivirung des „Meißner Bodens", dessen Ertragsfähigkeit er richtig erkannte, ist sein Werk; durch ihn wurden die Dom-Bauern die wohlhabendsten des Landes. Im Dorfe Miltiz pflanzte er die ersten Kirschen und süßen Kastanien, und noch jetzt steht von den letzteren ein Wäldchen aus Benno's Pflanzschule. Mit Wein überkleidete er die Höhen von Niederwertha, die Lagen von Letzschbar und den Zscheilaer Berg, und ward so der Vater des Weinbaues im Elbethale. Von ihm hat Bischofswerda seinen Namen, nachdem er den Ort Werda zur Stadt erhoben hatte.

Leider ward sein Wirken durch die politischen Wirren der damaligen Zeit, namentlich den Investiturstreit unterbrochen, in welchem er ein Gegner Kaiser Heinrichs IV. war. Gefangenschaft, Absetzung vom Amte trafen ihn schwer. Er ward Flüchtling. Erst 1088 finden wir ihn wieder auf seinem Sitze zu Meißen. An seine Rückkehr knüpft sich fol-

gende Legende. Benno verweilte unerkannt, demüthig in einer Herberge der Stadt. Da wird in der Elbe ein Fisch gefangen und in die Küche des Stiftes gebracht. Als der Koch ihn aufschneidet, findet er den Kirchenschlüssel, welchen Benno bei seiner Flucht in die Elbe geworfen hat. Es wird ruchbar, man ahnt die Nähe des geliebten Bischofes, man findet und bringt ihn jubelnd in sein Hochstift zurück.

Die letzten 19 Jahre seines Lebens waren so ziemlich ungestört. Er verbrachte sie in Einsamkeit, wie die Sage meldet, in einem Dorfe zwischen Grimma und Mügeln. Da sei er dann, wie es heißt, oftmals auf ein Feld hinausgegangen und habe dort gebetet, und dieses Feld sei daher fruchtbarer als alle übrigen in der Gegend. Daher das obige Sprichwort. Er starb am 16. Juni 1107. Seine Canonisation erfolgte im Jahre 1523 [29]).

*

Er weiß, wo Barthel den Most holt. Eine Anspielung auf die zur Beurtheilung der Weinernte passende Zeit, nämlich den Bartholomäitag am 24. August, an welchem beiläufig zu ermessen ist, ob auf Mostfülle zu rechnen sei oder nicht. Angewendet auf das Leben und Treiben der Menschen im Allgemeinen, bezeichnet man damit die Fähigkeit Einzelner, aus gegebenen Formen und Situationen das Resultat und Ende vorauszusehen. Diese Redensart ist gleichbedeutend mit:

„Er weiß, woher das Wasser zur Mühle fließt,"

„Er weiß, wo der Teufel sein Nest hat," oder wie in Schwaben:

„Sie weiß, wo die Katze den Teig langt."

Diese Redensart tritt noch in anderer Figur, nämlich als Drohung, sehr häufig auf. Man sagt: „Ich will Dir zeigen, wo der Barthel den Most holt!" Dessenungeachtet dürfte sie von der oben angegebenen Bedeutung nicht abfallen und so viel besagen als: „Ich will dich schon dorthin führen, wo man dich über das, was du nicht einsehen willst, belehren wird." In entfernter Verwandtschaft steht das französische: „Tu es parent de Barthole qui vendit sa vigne pour faire des provins?", welches in das 16. Jahrhundert zurückreicht, und auf den Namen des Heiligen anklingend ist das „Resolu comme Bartole", welches dem berühmten italienischen Rechtsgelehrten Bartholus (geb. 1309, gest. 1355) seinen Ursprung verdankt. Bartholus verband mit gründlicher Gesetzeskenntniß großen Scharfsinn und unantastbares Rechtsgefühl. Er lehrte mehre Jahre hindurch die Rechte an verschiedenen Hochschulen. Seine Entscheidungen und Urtheile in den schwierigsten Fällen waren immer gerecht. Die Urtheile des Parlaments von Paris stimmten immer mit jenen dieses Rechtsgelehrten überein, daher auch die Redensart entstanden ist, welche übrigens im Volksmunde ihrer Deutung nach verstümmelt wurde, weil man einen hartnäckigen eigensinnigen Menschen in Frankreich auch resolu comme Barthole zu nennen pflegt [30]).

*

Sie machen's wie San Crispin und Crispinian. So viel als: „Wohlthaten mit fremder Leute Gut üben.“ Dieſe beiden Heiligen ſtahlen nämlich das Leder, um armen Leuten Schuhe daraus zu machen. Aehnliches wird ja auch von einem wohlthätigen Muſelmann, einem Paſcha erzählt, der aus dem Garten eines ſeiner Untergebenen das überflüſſige Waſſer ableiten und in jenen des Nachbars laufen hat laſſen. Noch einen Schritt weiter und man kömmt dazu, aus fremder Haut Riemen zu ſchneiden. Der Franzoſe wieder gebraucht den heiligen Crispin in anderem Sinne, wenn er ſagt: „Porter tout son saint Crispin“ ſeinen heiligen Crispin ganz mit ſich tragen, was ſo viel bedeutet, als das claſſiſche omnia mea mecum porto; doch nicht in der Bedeutung, daß mit Wiſſen und echten Kenntniſſen Einem die ganze Welt gehört, ſondern in der rein materiellen auf die armen Handwerksleute angewendeten, welche wenn ſie von Ort zu Ort auf Arbeit wandern, ihr Handwerkszeug, alſo ihr ganzes Hab und Gut, ihren Crispin mit Ahle und dem übrigen kleinen Schuſterzeug mit ſich tragen [31]).

*

Mit Sanct Gertrud einen Wettlauf thun, ſo viel, als ſein Geld durch Uebervortheilung der Armen gewinnen. Dieſe Redensart iſt in Leipzig üblich und der Volksmund erzählt naiv boshaft: „Der Vorſteher des Hoſpitals zu St. Gertrud in Leipzig, der, als er das Amt übernahm, nichts beſaß, hatte zuletzt ein anſehnliches Vermögen. Da man über deſſen

Ursprung im Volke Verschiedenes munkelte, erzählte sein albernes Weib Folgendes: er habe einen großen Sack mit Geld auf den Altar gelegt, an dem der h. Gertrud Bild hing, und der Heiligen vorgeschlagen: daß der von ihnen beiden den Geldsack haben sollte, der im Laufe zuerst das Kirchthor erreiche. Die Heilige im Bilde habe dazu genickt. Der Wettlauf begann und der Spitalsdieb erreichte die Kirchthür eher, als die h. Gertrud, und behielt nun von Rechtswegen das Geld. Aber der Volksmund bleibt uns bei der pikanten Geschichte die Hauptsache schuldig. Woher hatte denn der Verwalter das im Sacke befindliche Geld überhaupt genommen? Entweder, vermuthen wir, direct aus der Spitalskasse, oder er hatte es auf Umwegen, an der Pflege der Armen, am Nothdürftigsten der Kranken, an deren Speise, Trank und kargen Genüssen, welche christliche Barmherzigkeit für sie gestiftet, gewissenlos erspart [32]).

*

Du kriegst nit dat, Nikelöschen. (Du kriegst das nicht, Nikolaus). Mit dieser niederrheinischen Redensart, wobei noch ein Schnippchen geschlagen wird, fertigt man einen Bittenden, den man zu foppen beabsichtigt, in den Rheinlanden ab. Ueber den Ursprung dieser Redensart erzählen sie bei Bingen am Rhein: Der Patron aller rheinischen Schiffer ist St. Nikolaus. Es besteht bei ihnen die Sitte, daß, wenn der Schiffmann zur Reise das Ufer verläßt und das Schiff klar im Fahren ist, er der Mannschaft zuruft: Betet. Jeder zieht den Hut, betet ein Pater-

noſter und empfiehlt dem heiligen Nikolaus Leben und Gut. Vor langer Zeit aber fuhr ein Schiffer ohne Gebet von Bingen ab, und im Loche überraſchten ihn heftige Windſtöße und brachten das Schifflein aus dem Fahrwaſſer. Er ſchrie nun den heil. Nikolaus ängſtlich um Hilfe an und gelobte reiche Opfer. Der Wind legte ſich und glücklich kam der Schiffer durch das Loch. Als aber die Gefahr vorüber war, ſtach ihn der Uebermuth. Er ſchlug ein Schnippchen und rief: „Du kriegſt nit dat, Nikelöschen!“ Doch dem Hohn folgte die Strafe; ein heftiger Windſtoß ſchlug das Schifflein in Grund. Der Schiffer ertrank und als ſeine Leiche bei St. Clemens ans Land geworfen ward, fehlten der rechten Hand die Finger.

*

Schellemoritz. In der Moritzkirche zu Halle ſteht das Bild des heiligen Mauritius, ihres Schutzherrn, in Stein gehauen. Es iſt 1411 von Conrad v. Eimbeck gearbeitet und nach der Sitte der Zeit, welche allen vornehmen Perſonen, den Geiſtlichen, ja ſelbſt Heiligenbildern Schellen anhing, iſt das Gewand des Heiligen mit Schellen beſetzt. Das Volk nennt ihn darum den Schellenmoritz und knüpft folgende Sage an ihn an. Moritz war der Erbauer der Moritzkirche und ſo jähzornig, daß er, wenn er einen Arbeiter nicht arbeiten ſah, ihn gleich erſchlug. Da es ihn ſpäter gereute und er ſolches Unrecht künftig verhüten wollte, ließ er ſich einen Rock mit Schellen machen, damit die Arbeiter, wenn ſie ihn kommen

hörten, gleich zur Arbeit gehen und ihm nicht Veranlassung zum Zorne geben möchten.

Anders wird es im Dorf Lettewitz bei Wettin erzählt. Dort war Moritz bei einem vornehmen Herrn, der das Dorf erbaute, als Bauaufseher bestellt, und auch so jähzornig, daß er die Arbeiter tödtete. Da habe ihm sein Herr die Schelle zur Warnung der Arbeiter — wie auch die Katze hätte bekommen sollen — angehängt.

Nach Andern rührte der Schellenrock des Hitzkopfes von der humanen Fürsorge einer Schwester desselben her, die seine Arbeitsleute dadurch warnen wollte, und zu gleicher Zeit, als er die Kirche baute, die Moritzburg entstehen ließ. Da nun diese eher als sein Bau zu Stande kam, erfaßte ihn solcher Neid, daß er seine Schwester aus einem Fenster der Burg in den Abgrund stürzte. Dem Baumeister aber drehte er den Hals um. Zum Andenken daran ist der Baumeister am Fußgestelle der Bildsäule in Halle eingehauen. So glaubt das Volk. Eimbeck jedoch hat damit den Kaiser Maximilian gemeint.

*

Sancta Veronika. Seit einigen Jahren ist in der Berliner Bilder-Gallerie für die Besucher derselben wieder eines jener Wunder der bildenden Kunst sichtbar, welches einzig in seiner Art durch seinen Anblick ein unnennbar beseligendes Gefühl im Beschauer hervorbringt. Ich weiß nicht, wie es im Katalog verzeichnet steht, aber seine gewöhnliche Bezeichnung ist: „Das Schweißtuch der heiligen Veronika“ und sein

Maler ist Correggio. Wenn wir auch die Legende von diesem Schweißtuch als allgemein bekannt voraussetzen wollten, so ist doch der Zauber der Mystik darin ein so ungemein lieblicher, daß eine Wiederholung der Legende keiner Entschuldigung bedarf. Als nämlich Jesus auf seinem Gange nach Golgatha, der Schädelstätte, das Kreuz trug, habe er, so erzählt uns die heilige Sage, von den bereits erlittenen Martern und Qualen erschöpft und am ganzen Körper von einem mit seinem Blute getränkten Schweiße bedeckt, einen Augenblick ausgeruht, um Athem zu schöpfen. Eine fromme Frau, welche am Wege stand, reichte nun dem Heiland ihr Tuch dar, um sich das schweißtriefende Antlitz abzutrocknen. Als ihr der Heiland dasselbe zurückgab, habe sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung das Gesicht Jesu mit allen seinen Umrissen und Lineamenten täuschend ähnlich auf dem Tuche abgedruckt gefunden. In einer Variante hingegen heißt es, daß Veronika, eine der Frauen, die mit Maria am Kreuze des Heilandes standen, als er verschieden war, von so furchtbarem Schmerze über den Ausdruck des Leidens ergriffen wurde, der sich in dem göttlichen Antlitz zeigte, daß sie dasselbe mit ihrem Schweißtuch verhüllte. Als sie es wieder aufhob, war das Gesicht darin abgedruckt mit allen seinen Zügen. In der That, für welche der beiden Darstellungen der Künstler sich entschließen mag, jede bietet ihm reichen Stoff für seine schöpferische Fantasie. So hat denn auch Correggio das dornengekrönte Antlitz Christi sich zum Vorwurfe seines Pinsels gewählt und ein unser

ganzes Herz bewältigendes Werk geliefert. Das auf Seide gemalte Bild ist frei von allem Beiwerk und zeigt weiter nichts als das Haupt des Erlösers, das in ein Tuch gleichsam eingewebt erscheint. Dieses Bild war lange Jahre dem Anblicke der Besucher entzogen; denn, ein Lieblingsbild des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, führte es der König auf seinen Reisen immer in einem Kasten mit, um sich jeden Augenblick durch den Anblick des herrlichen Werkes erlaben zu können. War er in die Residenz zurückgekehrt, so wurde es in der königlichen Hauskapelle aufgestellt und war also wieder dem allgemeinen Anblick entzogen. Seit einigen Jahren aber ist es in der Gallerie sichtbar für Jedermann.

Als ich vor einigen Jahren die Gallerie besuchte, fesselte mich auch dieser wunderbare Christuskopf. Tief im Anschauen dieser Gottesmiene versunken, wäre ich es wohl noch lange geblieben, wenn nicht die näselnde Philologenstimme eines Berliner Professors, der einem durchreisenden Blaustrumpfe den Cicerone machte, mich aus meiner süßen Versunkenheit gerissen hätte.

„Schade, daß die ganze Geschichte nicht wahr ist," rief der bibel- und sprachkundige Spreephilosoph, auf das Bild deutend. Welch einen Blick ich dem Lästerer zugeworfen, kann ich nicht beschreiben, jedoch kann er nicht scharf genug gewesen sein, denn er fuhr zu seiner Dame fort:

„Es gab keine Veronika, welche dem Herrn auf seinem Leidenswege das Tuch gereicht hätte. Die

Sache verhielt ſich anders: In den erſten chriſtlichen Jahrhunderten bildeten die Maler den Kopf des Erlöſers auf einem Linnenzeuge ab, das ſie zuweilen von einem Engel, öfter aber von einer weiblichen Geſtalt halten ließen. Unterhalb dieſer Gemälde ſchrieben ſie gewöhnlich: Vera iconica, d. h. wahrhaftes Bildniß, von dem griechiſchen: εικον, Bildniß, Porträt. Unwiſſende Mönche zogen dieſe beiden Worte in Eines zuſammen und es entſtand der Name Veronica, wozu der nach Wundern lechzende Glaube gleich auch eine Perſon und eine ganze Geſchichte hinzudichtete."

Ich warf dem zur Unzeit erſchienenen Philologen einen zweiten vernichtenden Blick zu, der eben ſo wenig einen Erfolg hatte, wie mein erſter. Vielmehr mit einem triumphirend boshaften Blick erwidernd fuhr er fort: „Der Urſprung der Legende fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, denn vor dieſer Zeit iſt in den Büchern der Kirchenväter nichts davon zu entdecken. Das Schweißtuch mit dem h. Geſichte wird aber in Jeruſalem, Rom und Spanien gezeigt, welche drei ſich um deſſen echten Beſitz ſtreiten."

Ich war vernichtet, war es Wuth und Ingrimm über ſolche Profanation, waren es keimende Zweifel, ich weiß es nicht zu ſagen. Meine Wuth gegen den Gelehrten wäre gewiß geringer geweſen, hätte ſich ſeine Gelehrſamkeit nicht gerade an dem herrlichen Meiſterwerke Correggio's verſündigt. Ich mußte mich aber beſcheiden und überzeugen, daß die Empfindung, welche, wie Schiller ſchreibt, den Menſchen erhebt, wenn ſie den Menſchen zermalmt, ſich in das Herz

eines berliner Professors schwer einschleiche. Als ich die Gallerie verließ, wurde ich über die Erklärungen des Professors nachdenkend, aber ein Blick auf das Schaufenster einer Berliner Kunsthandlung drängte alle Philologie wieder in den Hintergrund, denn der meisterhafte Stich des Bildes von Correggio, der eben ausgestellt war, entzückte mein Auge und die wundervolle Legende erfüllte meine ganze Seele.

*

Maria di legno. Eine hölzerne Maria nennt der Venezianer ein Weib, welches sich durch Magerkeit und linkisches Wesen bemerklich macht. Man erzählt als Ursprung das Folgende:

In Venedig herrschte im 9. und 10. Jahrhundert der Gebrauch, alle Ehen am Festtage Maria Verkündigung in der Kirche San Pietro di Castello einzusegnen. Zu beiden Seiten des Hochaltars, vor welchem der Bischof von Olivolo die Messe las, standen die Verlobten, nach Geschlechtern getrennt, hinter ihnen die nächsten Anverwandten auf erhöhten Sitzen und auf der schmalen Gallerie, die oben um das Chor läuft. Die Bräute trugen alle ein kleines Kistchen (arcella) unter dem Arme, welches ihre Mitgift enthielt. Nach der Messe hielt der Bischof eine Traurede, wornach er Paar um Paar einsegnete. Hierauf faßte jeder Neuvermälte seine Frau bei der Hand, nahm ihre Aussteuer unter den Arm und führte sie nach Hause.

So war die älteste Feier dieses Festes, welches

aber im 10. Jahrhunderte bereits Vieles von ihrer früheren Einfachheit verloren hatte. So wurden 12 arme Mädchen, die sich durch die Tugenden ihres Geschlechtes und Alters auszeichneten, auf Staatskosten ausgestattet und vom Dogen selber im vollen Ornate zum Altare geführt.

Bei solcher Gelegenheit geschah es einst, daß sich Triestiner-Corsaren in der Nacht vor dem Feste herbeischlichen und mit ihren Barken im Schilfe hinter die Insel Olivolo versteckten. Als die Kirche mit den festlich gekleideten Theilnehmern der heiligen Handlung angefüllt war, brachen sie hervor und schleppten die schönsten und am reichsten gekleideten Bräute mit sich fort.

Dieser Raub fand im Jahre 944 statt. Die Seeräuber wurden aber in Caorle eingeholt, niedergehauen und ihnen die Bräute wieder abgenommen. Der kleine Seehafen, wo das Gefecht vorfiel, wurde seitdem Porto delle donzelle (Hafen der Mädchen) genannt. Das Erinnerungsfest dieses Tages ward in der Folge immer luxuriöser gefeiert. Die Bräute zogen in der Stadt umher und empfingen reiche Geschenke. Die Nobili suchten sich hierin zu überbieten. Man fand sich endlich genöthigt, mit Gesetzen dagegen aufzutreten. Die Zahl der Marienbräute ward auf drei herabgesetzt. Bald aber gaben auch diese allerlei Aergerniß, und das Fest, welches ursprünglich der ehelichen Tugend geweiht war, wurde ein Bachanale für Verheiratete und Ledige. Da ward verordnet, daß statt der lebendigen Frauenzimmer hölzerne Statuen geführt würden, und so hörte

das Feſt auf; denn nun war die Zügelloſigkeit auf den höchſten Punkt geſtiegen, da man die Statuen mit allen Gattungen Früchten, Gemüſe, Koth u. ſ. w. bewarf. Aber das Volk mochte ſeine lebendigen und hölzernen Marien nicht vergeſſen, und ſo hat es ſie in dem Sprichwort „Maria di legno“ verewigt. Im Deutſchen iſt ein Seitenſtück zu Maria di legno, jedoch in der Anwendung auf Frauenzimmer, welchen das neidiſche Geſchick zwar nicht Reize, aber den Geiſt verſagt hat, die Redensart: „ein Bild ohne Gnaden“ [33]).

*

St. Martinsgans. — St. Martinsbrüder. — St. Martinshörner u. d. m. Wohl überall iſt der Martinstag bekannt und in „gutem Geruche“, da er auf die meiſten Tiſche den düfteverbreitenden Gänſebraten ſpendet, namentlich dort, wo derlei heilige Tage ſich nicht zu oft wiederholen, und ganz beſonders unter den Handwerkslehrjungen, die nebenbei erwähnt, auch Michaeli und Lichtmeß, wegen der „Michaeli- und Lichtbraten“ verehren.

Wie kömmt aber der h. Martin zur Gans, oder vielmehr, wie die Gans zum h. Martin? Der heilige Martin war in der Jugend ein tapferer und zugleich edelmüthiger Kriegsmann. Später wählte ihn das Volk zum Biſchofe, und zwar von Tours. Nach einer Sage hätte nun der Heilige, als ihn dieſe Wahl traf, aus Demuth ſich verſteckt; wäre aber unter die Gänſe gekommen und dieſe hätten durch ihr Geſchnatter — wer gibt gerne ſeine Traditionen auf? — ihn verrathen. Im heiligen Zorne ſoll hierauf St.

Martinus die Gänse all haben schlachten lassen. Martin selbst starb um 400 oder 402 n. Chr.

Nach den kirchlichen Traditionen wäre die Verehrung des h. Martin eine allgemein verbreitete gewesen und deßhalb Martin zum Schutzpatron großer Länder erhoben und nach seinem Namen viele Kirchen und Capellen geweiht worden. Interessant ist die Ableitung des Wortes Capella von diesem Heiligen. Der Glaube an ihn war im Volke so stark, daß man wichtige Dinge bei seinen Reliquien beschwor, seinen Mantel, seine Kappe (Cappa) ins Feld mitnahm. Der Ort, wo jene Cappa verwahrt wurde, hieß Capella und der die Aufsicht darüber führende Geistliche Capellan. Ludwig XI., der ebenso grausame als bigotte König ließ dem Heiligen in Tours um das Grab ein silbernes Gitter aufführen; welches die damals große Summe von 200.000 Francs gekostet haben soll. Nach einer kirchengeschichtlichen Mittheilung haben besonders die in strenger klösterlicher Zucht lebenden Mönche den Martinstag (11. Nov.) zu verehren Ursache gehabt, da ihnen ausnahmsweise an diesem Tage gestattet worden war, sich besonders gütlich zu thun. Da war denn nun auch das Landvolk mit seinen Gaben herbeigekommen, um zu dem Tische der armen Mönche etwas beizutragen. Bekannt ist, daß im Mittelalter ein gut Theil der geistlichen Einkünfte in Eiern, Hühnern, Gänsen, Käsen ꝛc. bestand.

Weil nun zur Zeit des Martinsfestes das Gänsefleisch eben am besten ist, so war es zumeist dieser capitolinische Vogel, dessen Geruch sich mit

dem der Heiligkeit zu mischen berufen war. Später wurde daraus eine fixe jährliche Abgabe, unter dem Titel: „Die Martinsgans", wenn es auch nicht immer einzig und allein bei der Gans blieb.

Wie oben bemerkt worden, war der Cultus dieses Heiligen ein in ungewöhnlicher Weise verbreiteter. Von den 25 Pfarreien, welche König Karlmann dem Stifte Würzburg gegeben, waren 14 zu Ehren des heiligen Martin eingeweiht und noch heute befinden sich in jener Gegend viele Martinskirchen. Die Beliebtheit des Heiligen im protestantischen Deutschland beruht nicht nur auf seiner Güte, Gerechtigkeit und Duldsamkeit gegen Andersdenkende in Glaubenssachen, sondern auch in der Namensverwandtschaft mit dem großen Reformator der christlichen Kirche.

Der h. Martin ist aber auch ein Kinderfreund und daher die Sitte, Kindern zu Martini kleine Geschenke zu machen. Das hängt wohl mit der unten bei den „Martinshörnern" näher beleuchteten Sitte der Opfergaben zusammen. Auf Bildern erscheint Sanct Martin öfter als Mann, der Aepfel unter Kinder vertheilt. In Holland zum Beispiel ist der Martinstag ein Jugendfest. Die Jugend zündet große Feuer an und tanzt und singt dabei:

Stookt Vyer an, makt Vyer
Sinte Martin kommt hier
Met syne bloten Armen
Hy soude gerne warmen.

d. h.: Steckt's Feuer an, macht Feuer an
Der heilige Martin kommt heran

Mit seinen bloßen Armen
Er will sich gerne warmen.

Diesem Heiligen zu Ehren haben sich in der Folge Gesellschaften gebildet, die ihn zum Schutzpatrone erkoren, und sich Martinsgilden, Martinsbrüder, Martinsmänner nannten. Wenn nun der 11. November herangekommen war, setzten sie sich zu fröhlichen Gelagen, Martinsschmausereien genannt, und thaten sich recht gütlich, oft so, daß sie den Heiligen in üblen Ruf hätten bringen können. Der Umstand, daß gerade um diese Zeit — wie schon bemerkt, fällt Martin auf den 11. November — die Weinlese endet, und man sich aller Gaben der ländlichen Natur erfreuen kann, trug wesentlich zu den etwas überschwenglichen Martini-Ovationen bei. In der That schalten die Franciscaner im Jahre 1487 ihre Gegner: Martinsmänner, d. h. Schwelger und Schlemmer.

Ein Lied, das bei solchen Gelagen gesungen ward, läßt die Färbung derselben am besten sehen:

„Das Geld aus den Taschen,
Der Wein aus den Flaschen,
Die Gans vom Spieß,
Da sauf' und friß —
Wer sich recht voll saufen kann,
Ist ein rechter Martinsmann."

Auch die Entstehung der „Martinshörner" gründet sich auf eine diesen Heiligen betreffende Legende. Der h. Martin sei einst krank gewesen und habe dem Tode nahe auf der Erde liegend sehr ge-

litten. Da sei der Teufel mit einem großen blutigen Horne in der Hand vor ihm erschienen und habe ihm — der Teufel dem Heiligen! — Vorwürfe wegen seiner Sünden gemacht. Martin erwiderte darauf: „Christi Blut habe sie getilgt“, auf welche Entgegnung der Teufel das Feld geräumt. — Was sind aber diese Martinshörner? Zu allererst scheinen es Opferkuchen gewesen zu sein, welche man dem Capellan, der die Cappa hütete, dargebracht. Die Hörner waren nichts als eine Nachahmung der Heiligenstrahlen, denn die alten Maler und Bildhauer gingen bei Ausführung solcher symbolischer Attribute etwas derb zu Werke und so ein Heiligenstrahl auf einem alten Bilde sieht oft einem Horn ähnlich. Nach Andern wieder wären die bei den Martinsgastereien gebrachten Trinkgefäße „Hörner“ genannt worden, sei es nun ihrer Form wegen oder in geschichtlicher Reminiscenz.

Aber der h. Martin lebt nicht bloß in den Gänsen, den Schmausen und Hörnern fort, er tritt noch in anderer und schlimmerer Gesellschaft auf, oder spielt in „Aller Praktik Großmutter“, wie man die Wetterregeln nennt, eine Rolle. So z. B. nennt man den leibhaften Teufel: „den Bedienten des h. Martin“ und rührt dieß daher, daß man auf älteren Gemälden den Heiligen oft in Gesellschaft des „Gottseibeiuns“ erblickt. Wieder eine andere, aber nicht näher erklärte Redensart meldet:

Was der h. Martin nicht verzehrt, verzehrt sein Esel;

auch als Kenner guten Weines wird er aufgeführt —

um St. Martin ist ja meist die Lesezeit zu Ende — indem es von ihm schon im 16. Jahrhunderte hieß:

Der h. Martin liebt Wein zu saufen
Und läßt das Wasser zur Mühle laufen,

was offenbar mit dem Bauernspruch im Zusammenhange steht:

Zu Sanct Martein
Trinkt man guten Wein.

Endlich ist S. Martin Wetterprophet:

Zu Sanct Martin
Feuer im Camin;

auch:

Zu St. Martin wenn die Störche kommen;

oder:

Sanct Märten Miß
Is der Winter wiß.

und:

Wenn das Brustbein an der gebratenen Martinsgans braun ist, gibt's mehr Schnee als Kälte, ist's aber weiß, mehr Kälte denn Schnee.

Einige Beispiele, wie der Volksscherz mit dem heiligen Martin umsprang, mögen diese Spruchsammlung schließen:

San Martin war ein milder Mann
Trank gerne cerevisiam,
Und hatt' er nicht pecuniam,
So ließ er seine tunicam.

Und der alte Volkshumorist Geiler sagt:

San Martin gab den Mantel, ein Spieler
gibt Hosen, Wams und Hemd,

Darum er wohl heiliger ist, wenn er nacket
seinem Herrn, dem Teufel, nachrennt;

und:

Heiliger San Martin! dieß lebendig
Opfer geb' ich dir,

sprach die Frau, als ihr ein Falke den Hahn wegtrug.

Noch wollen wir hier einer bei den niederen englischen Volksklassen von Liebhabern sehr gebrauchten Redensart und Artigkeit gedenken, welche lautet: „Oh, my eye, Betty Martin", d. i.: O mein liebster Augapfel Betty Martin. Diese Liebesformel stammt merkwürdig genug vom h. Martin; sie ist nämlich eine Verdrehung der Anfangsworte eines lateinischen Gebetes im katholischen Brevier, ein Ausruf an den h. Martin: „Oh mihi beate Martine", welcher nach Art, wie die Engländer das Latein aussprechen, gerade wie obige Schmeichelei klingt [34]).

*

Potz Velten. Bei uns bekannt, als: Potz Tausend! Sapperlot!

„Potz" ist ein Ausdruck der Verwunderung. „Potz Velten" ist gut schweizerisch und dabei der heilige Valentin gemeint.

Der half einst in der Schweiz einem Cumpan aus der Klemme. Ein Bürger von Zürich, Müller hieß er, neckte und stichelte immer den Grafen Rudolph von Habsburg, und dieser hatte es längst scharf auf ihn. Eines Tages reitet der Graf übers Feld. Wen sieht er da von Weitem? den guten Züricher. Ihn sehen und auf ihn losſprengen war

Eins. Müller dachte: 's geht schlimm. Aber er that, was noch zu thun war. Er ließ das Beinkleid herab, nahm eine Stellung ein, die sich nicht beschreiben läßt, und rief dem Grafen zu: „Da bin ich, Herr; aber wenn Ihr ein echter Ritter und Reitersmann seid, so wartet ein wenig, bis ich mein Beinkleid wieder oben habe." „Gut," sprach Rudolph, „ich will warten!" — „Ei, meinte der Müller, so mag nur San Velten die Hosen hinaufthun, ich nicht."

Der Graf von Habsburg lachte und ritt von dannen.

Noch heute lebt der Spruch: „So zieh' San Velten die Hosen auf."

*

Wann Sanct Gregor auf einem falben Hengst über die Brücke reitet. Der „falbe Hengst" ist hier der Reif, der sich um St. Gregori (12. März) auf die Felder legt, dem Korn und dem Weine feindlich. Auf diesen Reif nun warteten stets die Korn- und Weinwucherer; sie sagten: „Wir wollen Korn und Wein behalten, bis San Gregorius auf eim falwen Hengst über die Bruk wird reiten," und lachten, wenn Reif und Hagel über's Land kam. Den Vergleich mit dem „falben" Hengst nahmen sie von der Farbe des Reifes. Dem Spruche liegt aber eine arge Verwechslung des heiligen Georg mit dem heiligen Gregor zu Grunde. Der h. Georg (von der Kirche gefeiert am 23. April, ein besonders von den Hausherren in Ehren gehaltener Heiliger) war ein Ritter

er ist der bekannte Drachentödter, der immer hoch zu Rosse, gewöhnlich im Kampfe mit dem Drachen abgebildet wird. Also es sollte heißen: „Wann der h. Georg auf einem falben Hengst über die Brücke reitet", was aber nicht zulässig ist, weil eben der 12. März, des h. Gregors Tag, wegen des gefährlichen Reifes ein Bauernlostag ist. Der h. Gregor (geb. um 540, gest. am 12. März 604) trat aber früh zu Rom als Mönch in ein Kloster, wurde 585 Abt und 589 römischer Bischof, was so viel ist als Papst. Gregor, oft Gregor der Große genannt, in der Kirche als der vierte Kirchenvater verehrt, wird als Verbesserer des Kirchengesanges — nach ihm führt der Gregorianische Gesang den Namen — angesehen; ihm zu Ehren namentlich in Sachsen von Schülern und Lehrern das Gregoriusfest gefeiert, mit welchem frommen Brauche die Sage, daß er in Folge seiner Abneigung gegen die alten Classiker, die Palatinische Bibliothek habe verbrennen lassen, nicht gut in Einklang zu bringen ist. Um also auf unser Sprichwort zu kommen, der h. Gregor wird in demselben als auf falbem Hengste reitend vorgestellt — welche Metapher für den Reif denn doch nur auf der Thatsache, daß er überhaupt gewöhnlich zu Pferde gesessen, beruhen könnte. Nun aber saß nicht er, sondern nur der h. Georg als Ritter zu Pferde und die Aehnlichkeit der Namen mag zu sprichwörtlicher Verwirrung Anlaß gegeben haben. Ueberdieß stört es, wenn der h. Georg statt des h. Gregor gesetzt, nicht im Geringsten den Sinn des Sprichwortes, denn der Reif am St. Georgstage, am 23. April,

wo die Natur in Allem bei weitem vorgerückter, aber noch immer nicht so weit voraus ist, daß ihr der Reif nicht empfindlichen Schaden zufügen könnte, kann noch ein sehr bedenklicher Gast sein.

*

Süß sein wie Marzipan. Im Jahre 1407 (nach Andern 1480) war in Sachsen ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben und große Hungersnoth folgte. Die Menschen waren gezwungen, Heu und Gras zu essen, denn ein Bissen Brot, nur so groß wie eine welsche Nuß, kostete 3 Pfennige. Später buk man zur Erinnerung an diese schwere Zeit alljährlich am Marcustage ähnliche kleine Brödchen und nannte sie „Marcusbrödchen", auf lateinisch Marci panes, daher dann Marzipan, heutzutage ein beliebtes Zuckerwerk und auch Lebkuchen mit wohlriechenden Gewürzen.

Nach anderer Deutung soll der Erfinder dieser Leckerei ein Italiener, Namens Marzo, gewesen sein und von diesem der Name herrühren. Die erstere Deutung ist aber die richtige.

V.

Glimpf und Schimpf im Volkshumor.

Dieſe Abtheilung leitet ſich von ſelbſt ein, ſie bedarf keines Anmeldens, denn für den Humor ſtehen in der ganzen Welt alle Thüren offen. Man fragt nicht, ob er ſalonmäßig angezogen ſei; Niemand blickt ihm auf die Füße wie in England die kecken Bedienten auf die Lackſtiefeletten der anzumeldenden Fremden. Der Humor iſt ein Herold, dem auf den erſten Tubaſtoß die Schranken geöffnet werden; der Volkshumor, obgleich er vom Volke ſtammt, iſt ritterbürtig, er führt im Wappen ein frohes Herz im blauen Felde. Wir führen ihn alſo ein und in der Beſorgniß, er könnte ſeine Sache nicht ganz gut machen, ſo laſſen wir ihn ſchon nach dem Eintritte ſogleich beim Muſikantentiſchel ſitzen.

*

Am Muſikantentiſchel ſitzen. Man hört dieß oft in Gaſthäuſern ſagen, wenn einzelne Gäſte an kleinen Tiſchen Platz nehmen; auch die Seitentiſche in den Klöſtern für untergeordnete Geiſtliche und unbedeu-

tende Gäste hießen so. Wir sehen also, daß wir es hier mit unsern „Katzentischeln“ zu thun haben. Ihr Ursprung ist folgender: Die Clarissinnen, welche, bis sie von Kaiser Joseph II. aufgelöst wurden, ehedem in Ungarn sehr begütert waren und in Preßburg ihren Hauptsitz hatten, nahmen nur Solche in den Orden auf, die entweder Adel oder Reichthümer hinter sich hatten, oder, wenn schon bürgerlich, in Musik und Gesang bewandert waren, so daß sie für den Chor erfolgreich wirken konnten. Für diese und andere im Range den aristokratischen Frauen nachstehenden Mitglieder oder Gäste war ein eigenes Tischchen bestellt, das nach dem Haupterfordernisse bei bürgerlichen Candidatinnen „das Musikantentischel“ genannt ward. An dieser Etiquette hielten die streng aristokratischen Damen so fest, daß selbst Intelligenz und schon bekleidete höhere Würden, von diesem Tischchen nicht dispensiren konnten.

*

Sand in die Augen streuen. Diese Redensart, über ein Jahrtausend alt, ist noch in der Mode; sie hat alle Zeiten, alle Systeme überdauert und ist stets in Ehren geblieben, weniger die, die von ihr Gebrauch gemacht. Die Redensart schreibt sich von den olympischen Spielen her. Wenn in denselben ein Wettlauf stattfand, so verließen alle Wagen auf ein gegebenes Zeichen ihren Standpunkt. Die Rennbahn war mit dem feinsten Sande bedeckt und die leichtesten und raschesten Wagen wirbelten ihn in dichten Wolken empor, die den nachfolgenden nicht

nur die Rennbahn verhüllten, sondern auch ihre Sehkraft an und für sich lähmten. Wenn man also Jemanden statt ihn auf die eine und einzige Fährte der Wahrheit zu führen, durch alle Winkelzüge, Kreuz und Quer und zuletzt sogar irreführt, so wendet man treffend obige Redensart an [35]).

*

Der Puls von Linnen, der Arzt von Tuch. Diese Redensart, eigentlich französischen Ursprunges: „A poulx de toile médecine de drap" verdankt folgendem Vorfalle ihre Entstehung. Ein Arzt wurde zu einer kranken Dame gerufen. Als er ihr den Puls fühlen wollte, zog sie in jener falschen Verschämtheit, welche es nicht gestattet, ein entblößtes Handgelenk zu zeigen und welche einen großen Theil des schönen Geschlechts unausstehlich, aber deßhalb nicht ehrlicher macht, den Aermel ihres Nachthemds über die Hand, drehte ihn oben zu und hielt so die von Linnen verhüllte Rechte dem Arzte entgegen. Der Arzt, ein ebenso feiner als einsichtsvoller und witziger Mann, nahm nun den Zipfel seines Oberrockes, schlug denselben um seine Hand und griff mit diesem improvisirten Fäustling der Dame den Puls, die Procedur mit den Worten erklärend: „für einen Puls von Linnen gehört ein Arzt von Tuch." Die Anwendung dieser neuen Redensart ist analog jener des: „Wie du mir, so ich dir," oder in derber Fassung der des altrömischen: „Auf harten Klotz gehört ein harter Keil [36])."

*

Er hat die vier S. Wenn eine Spanierin ihren Liebhaber ganz besonders loben will, so sagt sie von ihm: „Tiene las quatro SS," d. h. er hat die vier S. Sie muß nämlich wissen, daß er entweder: Sabio (weise), Silencioso (verschwiegen), Suave (sanft), Solicito (aufmerksam), oder: Sagaz (witzig), Silencioso (verschwiegen), Suave (sanft) und Suntuoso (freigebig) sei, oder wie wir auch im Deutschen von einem Mädchen sagen können: schön, sanft, sittlich, sparsam, während die Mädchen das Recht haben sollten von einem Manne zu verlangen, daß er schweigsam, stark, solid und standhaft (treu) sei. Diese wie die obigen spanischen Postulate sind so ziemlich die Forderungen aller Frauen, aller Himmelsstriche, aller Nationen. Tout come chez nous, darf man sagen. Die Französin allein würde vielleicht mehr Werth auf die quatre epingles," welche schon in den „historischen Wörtern" erläutert sind (S. 86 Nr. 64), als auf die „vier S" legen.

Im Deutschen haben wir aber die fünf S im Sprichworte, und diese bilden die sogenannte Geduldtafel, welche ganz einfach so aussieht S. S. S. S. S. Wer ihr erster Erfinder ist, ist unbekannt. Der Archidiakon M. Faber zu Ansbach fand sie eines Tages auf der Stubenthüre eines schwer Kranken aufgeschrieben, der auf die Frage Fabers, was diese fünf S. bedeuten, erwiederte: „Das ist meine Geduldstafel, die mich im Leben oft getröstet hat. „Solls Sein, So Schickt Sich's."

*

Est, est, est! So ſinnlos die dreimalige Wiederholung dieſes lateiniſchen Wörtchens ſcheint, das zu deutſch nichts weiter als: iſt, iſt, iſt heißt, ſo gibt es dafür doch eine mindeſtens halbofficielle hiſtoriſche Deutung, inſofern nämlich eine berühmte Perſönlichkeit — es nennen Einige Jacob Fugger von Augsburg, — die Hauptrolle dabei geſpielt haben ſoll. Als dieſer nämlich Italien beſuchen wollte, ſandte der vorſichtige Mann ſeinen Kammerdiener voraus, um an verſchiedenen Orten den Wein zu verkoſten und ihm dann die beſten Quellen zu verrathen. Der Diener kam dieſer geiſtreichen Sendung aufs Beſte nach, koſtete ehrlich und dachte dabei auch ſeines Herrn, indem er an jeder Taverne, deren Wein ihm erprobt ſchien, als Avviſo für die Herrſchaft des Wörtchen „Est“ anſchrieb, mit welcher kurzen claſſiſchen Bezeichnung er ſo viel ſagen wollte als: „Hier iſt guter Wein!“ Dieſen Anpreiſungen des getreuen Dieners ſoll nun der Herr nicht nur nirgend ein Dementi gegeben, ſondern ſein Einverſtändniß ſo ſehr durch die That erprobt haben, daß er endlich ſelbſt dem größern Herrn erlag. Die harmloſe dritte Perſon des lateiniſchen Hilfszeitwortes (wahrſcheinlich kam dieſes für ihn vom „Hinüberhelfen“ her) war ſein Tod. Der Diener ließ ihm daher auf den Grabſtein das Epitaph ſetzen:

Est, est, est!
Propter nimium est
Dominus meus mortuus est!

Deutſch:

Iſt, iſt, iſt!
Von dem gar zu vielen Iſt,
Mein lieber Herr geſtorben iſt!

Wenn der Geſchichte zu glauben iſt, ſo hätte Fuggers Diener an das Thor von Monte Fiascone mit rieſengroßen Buchſtaben ein dreimaliges Est, Est, Est aufgezeichnet und wäre auch dort ſein Gebieter ſelig im Herrn entſchlafen. Der bei Monte Fiascone einem Städtchen im Kirchenſtaate, wachſende Wein aber, eine köſtliche Sorte Muscateller Wein, ſoll noch heute den Namen Est, Est, Est führen.

Das Est, Est, Est mit dem Beiſatze propter nimium est iſt aber zur ſtehenden Redensart geworden, angewendet bei Leuten, welche in Folge zu vielen Trinkens das Zeitliche geſegnet haben. — Der alte Apophthegmatiſt Lorenz Zincgref pflegte zu ſagen:

sum, es, est, darauf halte veſt
sum, sus, sut, niemals gut thut.

*

Maulaffen feil haben. Man ſagt dieß von jungen, gedankenlos vor ſich hinſtarrenden Jungen, deren Maul deßhalb aber nicht immer offen zu ſein braucht, wenn gleich das offene Maul der Redensart Gevatter geſtanden.

Die ganze Redensart, wie ſie daſteht, heißt weiter nichts als: „das Maul viel offen haben.“ Die Niederdeutſchen ſagten nämlich ſpottend vom müßigen Daſtehen und blöden Dreinſchauen: „Dat Muul veel apen hebben.“ Daraus konnte ein Rebus-

macher nach einigem Zupfen und Zerren allerdings herausbringen: „Muulapen veel hebben," oder: „Maulaffen feil haben."

*

Das bringt eine „Umurken" um. Eine ſpecifiſch wieneriſche Redensart, welche ſagen will: Das iſt mehr, als Einer vertragen kann! Die Umurke iſt hier im Jargon die Gurke — offenbar aus Kukumer, wie die Gurke lateiniſch (cucumer) heißt, verderbt. Man ſagt aber dieſer nach, daß ihr nichts, was man auch mit ihr beginne, ſchade, nicht heißes Waſſer, nicht Salz, nicht Pfeffer, nicht Eſſig; wenn die Unverwüſtliche daher gleichwohl von etwas angegriffen und „umgebracht" wird, ſo muß es was Rechtes ſein, worüber man nöthigenfalls auch, wie Wiener zu ſagen pflegen, „aus der Haut fahren" oder „in einen Plutzer hineinſpringen" könnte.

*

Einen hinter's Licht führen. Eiſelein meint, der Sinn dieſer Redensart: Einen überliſten und betrügen, daß er's kaum merkt, rühre daher, „weil man hinter dem Lichte viel minder vorwärts über das Licht hinaus ſieht, als wenn dasſelbe hinter uns aufgeſtellt iſt, oder von unſerm Rücken her in die Richtung einfällt, nach welcher auch unſere Augen ſich wenden, wie wir z. B. Morgens Früh beim Sonnenſcheine viel beſſer und klarer nach Weſten, ſo wie Abends mit dem Rücken der untergehenden Sonne zugekehrt, viel deutlicher nach Oſten ſehen."

Wir glauben, daß hier die richtige Erklärung aus dem innerſten Schatze der Sprache und von ſchwanken Analogien hergenommen werden müſſe. Es gilt die eigentliche Bedeutung des Wortes „hinter“ in dieſer Redensart herauszubringen. Da glauben wir nun, annehmen zu dürfen, daß „hinter“ hier entſchieden nur das Gegentheil vom Lichte, nämlich das Dunkel, die Finſterniß zu charakteriſiren habe, nicht das, was hinter einem andern Gegenſtande noch immer ſichtbar ſtehen kann, ſondern was gleichſam wie auf Münzen, die Averſeite bildet. „Hinters Licht führen“ wäre demnach nicht bloß in eine unpaſſende, unangenehme Stellung zum Lichte, ſondern ganz aus dem Lichte bringen.

Man ſehe nur die Redensart: „An's Licht bringen.“ Was heißt das? Doch offenbar: aus der Finſterniß zum Lichte bringen, aus der Finſterniß, die hinten zurückblieb, das „hinten“ obendrein in ſeiner moraliſchen Unterwürfigkeit unter das im Vordergrunde ſtehende, aufgefaßt. „Hinters Licht führen,“ alſo: dorthin führen, wo das Licht nicht iſt, alſo auch nichts an's Licht kommen kann.

Für die Auffaſſung des hier ſo entſcheidenden Vorwortes haben wir auch noch ein bekanntes Reimlein als Gewähr:

Sechs mal ſechs iſt ſechs und dreißig,
Iſt der Mann auch noch ſo fleißig,
Iſt die Wirthin lüderlich,
Geht die Wirthſchaft hinter ſich.“

D. h. ſie fällt in Nacht und Nichts, das directe

Gegentheil von Gedeihen und Floriren. Die Negation ist deutlich genug.

In alten französischen Spruchsammlungen heißt es:

Die Kerze, die vorn geht, leuchtet besser, als jene, die hinten geht.

La chandelle qui va devant éclaire mieux que celle qui va derrière.

Es ist aber darunter ein sehr schöner Sinn verborgen, nämlich obige Redensart bezieht sich auf das Almosengeben, wenn es rasch, freudig und ohne Reue geschieht. Das Geld, welches man voraus gibt, thut nicht weh. Vorauszahlen ist besser als nachzahlen.

*

Sein Geld in die Grube werfen. D. h. seine Kapitalien im Bergbaue anlegen, was bei dem meist kostspieliger Grubenbau vorkömmt. Aber schon die Grube an und für sich ist der bezeichnende Ausdruck für Bergbau, und das Sprichwort wendet sich überhaupt gegen diesen als unvortheilhaft für die Geldwirthschaft. Der vollständige Spruch lautet also: „Die Lüte, so ihr Geld bi Tag in die Gruben werfen, und bi Licht (Grubenlicht der Knappen) wieder suchen, sind wohl nit recht gescheid!“

So sagt man ja ganz treffend auch bei sonstigen Unternehmungen: „sein Geld wo hineinstecken“ und „es wieder herauskriegen.“ Im obigen Sprichworte liegt der Witz im Hervorheben der Albernheit, daß man etwas bei hellem Tage verwirft, um es mühsam, mit dem Licht in der Hand, das obendrein eine Auslage verursacht, wieder zu suchen.

Eine solche nationalökonomische Albernheit beging wohl auch jener Prinz, der, um einem armen Kinde zur Wiedererlangung eines verlornen Groschen zu verhelfen, ein Dutzend Fackeln anzünden und suchen ließ, und dann, als man nicht gefunden, sein Bedauern ausdrückte und den weinenden Jungen stehen ließ.

*

Er theilt mit ihm, wie der Pfaff von Kalenberg mit des Herzogs Thürwart. Dieser bekannte Schalk machte dem Herzoge von Oesterreich (Otto dem Freundlichen) einen großen Fisch zum Geschenke. Da er aber dem Thürwart die Hälfte des Trinkgeldes versprechen müssen, so bat er um nichts als einige Maulschellen, die er dann redlich mit dem Thürwart theilte.

*

Wer das Kraut Jahrab hätte! Das Kraut Jahrab ist dasselbe, welches dem ewigen Juden gegeben worden, auf daß er nimmer sterbe. Aber es hat ihm nicht wohlbekommen. Er starb zwar nicht, denn das Kraut Jahrab erhielt ihn immer im schönsten männlichen Alter, aber trotzdem wurde er bald lebensmüde, sah mit neidischen Blicken auf jedes Grab, wurde beim Anblicke jeder hinsterbenden Blume mit namenloser Todessehnsucht erfüllt; jedoch vergebens, das Kraut Jahrab hinderte die Erfüllung seines Wunsches zu sterben. Es ist manchmal ganz gewaltig geheimnißvoll, wenn der Volksmund dichtet ohne

Reim und Versfuß. Wenn es im Volksspruch heißt: „Wer das Kraut Jahrab hätte, dem wäre geholfen," so möchte man doch nach dem Exempel, das uns der ewige Jude gibt, schier daran zweifeln.

*

Hokuspokus (Hokespokes) treiben. Diese sinnlose Phrase ist, wie z. B. „Blimiblami," „Wischi-Waschi," „Gimpel-Gempel" aus dem Bestreben entstanden, Selbstlaute durch Wiederholung oder Gegenüberstellung zu einem witzigen, klappernden Klingklang zu bringen. Man leitet es von dem hoken und boken der Knaben her, wie „Zirlimirli" vom zerren und murren der Katze; Andere, wie Tillotson und Kant, nehmen das Hokuspokus von den Worten der Consecration des Abendmahls: „Hoc est corpus etc." her. Wir stellen die Wahl frei.

Dem Sinne nach ist Hokuspokus gleichbedeutend mit: „Blauen Dunst machen", „ein X für ein U machen", leeres, täuschendes Formelwesen ohne Sinn und Geist, ohne Kraft und Ernst treiben; und nach dieser Anwendung werden wir an die mysteriösen, weil eben nichtssagenden Sprüche und Formeln im Munde angeblicher Zauberer und Hexenmeister erinnert.

VI.

Glimpf und Schimpf der Tafelfreuden.

Eine Auswahl der Redensarten über die ſtets willkommenen Genüße der Tafel ſchien in dieſer kleinen Sammlung um ſo mehr am Platze, als ja ſchon den Frauen und der Liebe ein trauliches Schmollwinkelchen eingeräumt wurde und die Tiſchfreuden hinwieder manchen Verehrer haben, der von den Frauen und von der Liebe nichts wiſſen will. Die Liebe lebt von Duft und Luft; aber nicht Alles liebt und iſt verliebt. Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig; ich mußte, da ich die Liebenden und das ſchöne Geſchlecht bedacht, auch das ſtarke Geſchlecht in mein Intereſſe ziehen und war ſogar bemüht, in der Auswahl die Zahl der Stücke einzuhalten.

*

Dreitägiger Gaſt, eine Laſt. — Giſelmahle halten. Das deutſche Bewußtſein edler Gaſtfreundſchaft ſträubt ſich wohl dieſe Phraſe zu unterſchreiben. Indeß keine Sorge; die Sache hat nur einen politiſchen, eigentlich polizeilichen Stachel. Nach der bei unſern Vätern geltenden Verfaſſung war der

Wirth für seinen Gast und dessen Thun und Lassen verantwortlich, wenn er ihn länger als zwei Tage bei sich hatte. Da mochte freilich manchem Wirthe warm geworden sein, wenn sein Gast z. B. ein politischer Flüchtling war und die gastliche Stätte vielleicht 8 oder 14 und mehr Tage lang zu gefährlichen Zusammenkünften benützt hatte.

Uebrigens müssen wir schon bekennen, daß auch das andere vorkömmt, nämlich jene Verletzung der Gastfreundschaft. Wir brauchen nur an den heutigen Stand unserer Civilisation in den Städten und an den Conversationston, mit all seinen leeren Phrasen und Lügen, zu erinnern. Man kömmt endlich zur Ueberzeugung, daß man nichts wörtlich, am wenigsten eine gastliche Einladung, zu nehmen habe. In unserem täglichen Sein und Gebahren wird ein dreitägiger Gast, wenn er auch ein willkommener bei seinem Eintritte war, wir dürfen keck sagen: in vielen Fällen, eine Last.

Es handelt sich dann nur, wenn uns schon solch' eine Last aufgeladen worden, sich möglichst anständig von ihr zu befreien.

Zu Nutz und Frommen für solche Unglückliche berichten wir, wie der Abt zu Murhard, Herbold Gutegot — so genannt, weil er die Phrase: „Gütiger Gott" stets im Munde führte (im J. 1473) — zu helfen wußte, als es galt, sich einen großen Aufzug adeliger Gäste vom Leibe zu schaffen. Einer darunter war aber besonders hartnäckig und wollte nicht gehen. Da fragte ihn der Abt eines Tages, ob er wisse, warum der Herr nur drei Tage im Grabe gelegen?

Da der Gast es nicht wußte, gab er ihm den Bescheid: „Der Herr wäre nach seinem Tode im Paradiese gewesen und hätte seine Freunde, die Patriarchen und Propheten, besucht. Damit er aber nicht überläſtig werde, habe er sich nach drei Tagen aufgemacht, von ihnen Abschied genommen und sei dann auferstanden".

Derselbe Abt ließ absichtlich die Wege und Stege um sein Kloster herum verfallen, und darüber befragt, meinte er: „Botz gütiger Gott, es kommen mir so bey böſen Weg vnd Stegen der Gäste nur zu viel herein."

Eine andere Art ungebetener Gäste, von denen man oft sagen mochte vieltägiger Gast ist eine Last hat die höchst unheimliche Redensart: „Giselmale halten" hervorgerufen. Das waren ganz eigenthümliche Mahlzeiten, die jedoch in nur wenig veränderter Form sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Es war nämlich schon in alter Zeit üblich, einen säumigen, zähen Schuldner zur Zahlung dadurch zu zwingen, daß man sich bei ihm einquartierte, bis er „herausrückte." Als ein Recht hat dieß der Herzog Berchtold von Zehringen, dem Adel zuwider, sanctionirt, aus Strafe dafür, daß dieser ihm zwei Söhne vergiftet hatte. Man nannte diesen Brauch das Einlegen, das was wir Execution, nämlich den beim Schuldner einquartierten Soldaten zur Eintreibung der Steuer, nennen.

Gisel ist so viel als der Geisel, und diese Rolle spielt hier der Schuldner, da man sich durch

dieſe Procedur ſeiner Perſon verſicherte, und in der That meiſt ſo viel damit erwirkte, daß der „Giſel“ vollends ruinirt wurde. Daher heißt es auch: „Wer das Seine vergeudet hat, der muß den Giſel eſſen,“ d. h. dem Einlager oder Giſelmahle nachziehen [37]).

*

Gepfeffert. — Da ſitzt der Haſ' im Pfeffer. Pfeffer hat zweierlei Bedeutungen; nämlich: als das bekannnte Gewürz ſelbſt, eine Colonialwaare; dann als eine ſtark mit Pfeffer verſetzte Brühe (Sauce). Letztere Bedeutung iſt z. B. für das Sprichwort: „Da ſitzt der Haſe im Pfeffer“ beizuziehen, weil das Haſenfleiſch in einer braunen Pfefferbrühe genoſſen zu werden pflegt; worauf ſchon viele ältere Sprüche, als bei Brand: „Wo ihm der Has im Pfeffer lit;“ oder bei Butler:

Sie ſah, eh' er den Mund geſpitzt,
Schon, wo der Has im Pfeffer ſitzt,

hinzielen. Der fromme Wunſch aber: „Wärſt du dort, wo der Pfeffer wächſt,“ iſt von dem Gewürze ſelbſt und zwar was ſeinen Fundort betrifft, hergenommen und ſagt: Möchteſt du ſo weit von mir weg ſein als jenes Land, in dem der Pfeffer wächſt, d. h. nach unſer Aller Wiſſen, ſehr weit.

Zu anderen Sprüchen geben die nächſten Eigenſchaften des Gewürzes ſelbſt, die beißende, ſtechende, prikelnde Wirkung auf den Geſchmacksſinn, ſeine energiſche Wirkung auf die Eingeweide, die ſehr fühlbare chemiſche Veränderung eines Gerichtes, dem er beigemiſcht iſt, Stoff und Veranlaſſung, unter andern

zur Redensart: „Das ist gepfeffert," womit wir den übertriebenen Preis einer Waare charakterisiren. Eine irgendwo aufgetauchte Erklärung dieses Sprichwortes, die herauszustellen sucht, daß es aus Zeiten stamme, in denen der Pfeffer hoch im Preise stand, muß Angesichts der sprachlichen Behelfe, die in dem Worte Pfeffer liegen, energisch zurückgewiesen werden. Es ist damit wohl nur gesagt: Die Waare hat einen Preis, der uns so frappirt, auf uns eine eben so angreifende, stechende, beißende Wirkung macht, wie Pfeffer, besonders wenn er in unbescheidener Menge einer Speise beigemengt ist. Das Ding ist so wohl mit jenem Gewürze versehen, daß wir's nicht essen, d. h. kaufen können. In der That hören wir ja auch in derselben Situation gar oft statt des einen Sprichwortes das sinnerklärende: „Das ist so theuer, daß Einem die Augen übergehen!" Macht nicht eben auch das „Gepfefferte" diese Wirkung?

Noch sei hier ein paar gepfefferter Redensarten gedacht, und zwar der einen, welche lautet: Der Pfeffer ist schwarz, und doch will ihn jeder haben, welche bereits der alte Gruter anführt; und der zweiten, womit man auf das oft inhaltvolle Kleine zum Gegensatz des inhaltleeren Großen hindeutet, wenn man sagt: In einem Pfefferkorn ist mehr Geschmack, als in einer ganzen Kanne lauen Wassers.

*

L' Appetit vient en mangeant. Fein- und Gutschmecker, bei denen diese Phrase einen stehenden Artikel bildet, ahnen wohl nicht den historischen Hinter-

grund oder doch die pikante hiſtoriſche Anwendung derſelben. Fleury de Bellingen erzählt uns darüber Folgendes: Amyot, König Heinrichs III. (1574—89) Lehrer, hatte ſeinem Wunſche zu Folge eine reiche Abtei erhalten. Später war ihm doch dieß zu wenig, und als das Bisthum von Auxerre vacant wurde, bewarb er ſich um dasſelbe und erhielt es auch. Als der König ihn bei ſeiner Bewerbung daran erinnerte, daß er bei Verleihung der Abtei ſich geäußert habe: nun wären alle ſeine Wünſche befriedigt, was, wie es ſich nunmehr zeigt, nicht der Fall ſei, entſchuldigte Amyot ſeinen Hunger nach Pfründen und Bisthümern mit der Antwort: „Sire, l'appetit vient en mangeant.“ Damit iſt jedoch nicht feſtgeſtellt, daß in dieſer Antwort der hiſtoriſche Urſprung der Redensart zu ſuchen ſei. Vielmehr, da Amyot die Phraſe fertig zur Antwort gab, möchte es ſcheinen, daß dieſe diätetiſche Wahrheit älteren Datums und vielleicht in einem mediciniſchen Codex zu ſuchen ſei.

*

Moutarde. Es iſt gewiß auffallend, daß die Franzoſen den Senf, für deſſen Bezeichnung als Korn ſie das von dem lateiniſchen sinapis abgeleitete senevé haben, in ſeiner Zubereitung für den Tiſch moutarde nennen, ein Wort, welches an senevé auch nicht mit einem Buchſtaben erinnert. Man erzählt ſich darüber Folgendes: Im Jahre 1388 zog Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, gegen ſeine aufrühreriſchen Nachbarn aus, und da die Stadt Dijon

ihm willig 1000 Bewaffnete zuſchickte, verlieh er ihr nebſt andern Privilegien auch das: ſein Wappen mit der Deviſe: „Moult me tarde“ zu führen. Die Bürger von Dijon ließen dieſes Wappen in Stein hauen und über dem Stadtthore anbringen. Der Zahn der Zeit nagte das Wörtchen me allgemach heraus. Die übriggebliebenen Moult und tarde nun gaben den Namen für jenen Handelsartikel her, da die Kaufleute von Dijon, ſtarken Senfhandel treibend, als Etiquette auf ihre Waare das Stadtwappen malten, genau mit jener Verſtümmlung. Nach und nach gewöhnte man ſich daran, nach dem Senfe nur mehr mit dieſen zwei Worten zu fragen, welche von der Etiquette zunächſt in die Augen fielen.

Während der Deutſche mit dem Senf im Sprichwort, wenig zu thun weiß und höchſtens ſagt: „*ſeinen Senf dazu geben*,“ von Jemand, der ungefragt oder zur Unzeit ſeine Meinung kundgibt, oder: *einen langen Senf über etwas machen*, wenn man vor lauter Einleitung nicht zur Sache kommt und: *der Senf hat ihn bei der Naſe genommen*, wenn Jemand „officiell“ weint, ſo hat dagegen der Franzoſe eine artige Folge von überſetzbaren und unüberſetzbaren Moutarde-Sprüchen als: *s'amuser à la moutarde*, von Jemand, der ſich mit Lappalien beſchäftigt, aber nicht, wie wir irgendwo die Erläuterung finden, von Leuten, die ſich zur Unzeit unterhalten und ihre Pflicht verabſäumen; — dann das treffende *après le dîner la moutarde*, von zweckloſen Dingen; — *la moutarde lui monte au nez*, von Jemand, dem, wie wir im Deutſchen umſchreibend ſagen, etwas in die Naſe

wucht; — C'est c'yentendre à cela come un rossignol à crier de la moutarde, wenn Jemand ſich ganz theilnamslos verhält, und les enfants en vont à la moutarde, die Kinder um Senf ſchicken, welches aus der in den unteren Volksſchichten üblichen Gewohnheit abgeleitet wird, Kinder, welche noch zu klein ſind, um in ordentlicher Weiſe beſchäftigt zu werden, dazu zu verwenden, daß man ſie um Dinge ſchickt, die im Hauſe nöthig ſind, und in dieſem Sinne kommt dieſe Redensart bei den Franzoſen ſchon im 15. Jahrhunderte vor.

*

Les quatres mendians. „Die vier Bettler ſind in Frankreich die komiſche Bezeichnung eines Gemiſches von Mandeln, Roſinen, Feigen und Nüſſen, welches gewöhnlich zum Nachtiſch gegeben wird. Es iſt dasſelbe, was unſer „Studentenfutter". Als in der Reſtauration das Geſetz wegen Entſchädigung der Emigranten von den Kammern angenommen worden war, hörte man einen Herrn, der in ſeinem Gaſthofe ſich regelmäßig die „quatre mendians" geben ließ, plötzlich ganz laut rufen: „Garçon, mon plat d'émigrés!"

*

Berncaſtler Doctorwein. — Jemand zum Berchtold führen. Es war im Jahre 1360, als auf der Burg zu Berncaſtel der hochwürdige Herr Erzbiſchof Boemund II. an böſem Fieber darniederlag. Nicht Natur und Kunſt wollten helfen, das Fieber blieb trotz reiner Luft und den unreinen Tränken der Doktoren.

Da ließ der Prälat bekannt werden, daß er den, der ihn von dem läſtigen Gaſte befreien würde, und ſei es wer immer, reichlich belohnen wollte. Ein alter, kellerkundiger Rittersmann im Hausruck vernahm dieß, als er eben den Inhalt eines Fäßleins edlen Berncaſtler zu leeren im Begriffe war. „Teufel, rief er, gibt's ſo etwas auf Erden, und macht ſich da noch Fieber und Doctor breit. Laßt mich zum hochwürdigen Biſchofe, ich will ihn ſchon kuriren; er hat mir in der Spanheimer Fehde das Leben gerettet; ich kann ihm's nicht beſſer entgelten, als wenn ich ihm den theuren Reſt dieſer Himmelsgabe bringe." Dieß geſagt, nahm er das halbgeleerte Fäßchen auf die Schulter und ging ſchnurſtracks in die erzbiſchöfliche Reſidenz. Der kranke Kirchenfürſt lächelte wohl dieſem Aufzuge und ſetzte lange Zweifel entgegen; aber die Gründe des in ſeinem Fache wohlerfahrenen Ritters mußten doch recht gewichtige ſein, denn der edle Biſchof nahm noch in derſelben Stunde einige Eßlöffel dieſer Medicin zu ſich und hatte nicht Urſache, es zu bereuen. Das Feuer des Fiebers wollte mit dem Feuer des Bernkaſtlers nicht unter Einem Dache wohnen und entwich. Seitdem wird dieſer Wunderwein der „Doctor" genannt, und im blühenden Thale der Moſel, wo das Städtchen Berncaſtel liegt, kann man noch heut zu Tage, wenn man auch gerade nicht krank iſt, den „Doctor" verlangen, der, wenn ihm mäßig zugeſprochen wird, uns in jene heitere Laune verſetzt, die ſonſt kein Doctor in der Welt herbeizuzaubern vermag. Der „Doctorwein" bringt uns aber noch auf eine andere weniger be-

kannte Weinphrase, welche in der Schweiz zu Hause ist, wo man, wenn man Jemand zum Wein führen will, zu sagen pflegt: man wolle ihn zum Berchthold führen.

Ihr Ursprung ist folgender: In der Schweiz pflegt man nämlich den zweiten Tag des Jahres als den sogenannten Bechteli's- oder Berchteli'stag, ein Ueberrest der Verehrung der Frau Berchta, in lustigen Gelagen feiern. Von Frau Berchta sprach ich aber schon in den „historischen Wörtern" als die Redensart: „Hin ist die Zeit, da Bertha spann," erläutert wurde (S. 27, Nr. 20).

Das Gehen zu Schmausereien oder ins Wirthshaus wird in deutschen Ländern durch verschiedene Redensarten bezeichnet. So sagt man in Oesterreich: „Zum Heurigen geh'n", d. h. zum Genuße von Wein, welcher noch nicht alle Processe zum alten Weine durchgemacht hat und dort sehr beliebt ist. Ein anderes Mal, um das Wirthshausgehen im Allgemeinen anzudeuten, sagt man: „Dorthin gehen, wo unser Herrgott den Arm herausstreckt", eine Anspielung auf die an den Wirthshausschildern angebrachten Weinlaub-, Gersten- oder Fichtenkränze. So heißt es in dem bekannten Burschenlied:

„Winkt ein grüner Fichtenstrauß,
Rasch hinein, rasch hinein!"

In Wien speciell geht man auch „in einen Keller", wenn man trinken will, und der Mirakelkeller, der Scheckelkeller u. s. w. sind Jedem, der solche Nebengänge machen will, ganz gut bekannt,

der zahllosen „Beisel", Wirthshäuser untergeordneten Ranges, nicht zu gedenken.

In Baiern sagt man: „Zum Bier geh'n." Es ist ja das Bierland par excellence. In Frankreich, wo natürlich Alles ex officio gut ist, genügt nicht der Ruf: „Zum Wein gehen, sondern da heißt es: „Au bon vin". Und im alten Rom war der Rosenkranz das Zeichen üppiger Schmauserei, und ihre „Bachanalien" dürften manchmal unserem Schlemmen und unseren „Schwemmen" nicht unähnlich gewesen sein.

*

Das Gesundheittrinken. Die Sitte, sich in freundschaftlichem, heiterem Beisammensein zuzutrinken, hat offenbar den heidnischen Charakter einer Ovation, einer Opferung. Nur hat sich die Sache dahin abgerundet und verfeinert, daß man nicht mehr förmlich Speise und Trank auf einen Opferaltar legt oder zu Ehren eines Wesens verschüttet, sondern den Gegenstand dem Geehrten bloß ein wenig entgegenneigt, ehe man daran geht, selbst davon zu genießen. Es ist nur mehr das Symbol alter, weitläufiger Ceremonien da.

In älterer Zeit diente diese heitere, gefällige Förmlichkeit manchen ernsten Beziehungen als Hülle, wie sich ja in den Tagen der Barbarei Freunde gegenseitig Blut abzapften und es vermischt aus Einem Becher zu sich nahmen, oder wie die Sieger aus den Schädeln der erschlagenen Feinde ihre Brindisi's tranken. So war es Sitte bei den alten Schot-

ten, daß der Trinker, den Becher erhebend, seinem Freunde zurief: „Auf dich!“ d. h. auf dich rechne ich; und der Andere erwiderte: „Auf meine Treu!“ wobei er sein Messer zog, es in den Tisch bohrte und den Freund, so lange dieser das Glas am Munde hatte, unverwandt anblickte.

Wir, heutzutage, sagen ganz einfach und harmlos: „Auf dein Wohlergehen!“ „Auf deine Gesundheit!“ „Du sollst leben!“, wobei höchstens hie und da vielleicht das Messer der Falschheit zu thun hat, indem Einer sich im Stillen denkt: „Möge dich der Teufel holen.“

Eine feierlichere Art, eine Gesundheit auszubringen, wird Toast genannt. Es ist nicht uninteressant, den eigenthümlichen Ursprung einer Bezeichnung zu vernehmen, die mit der Sache selbst auch nicht im entferntesten Etwas gemein hatte.

*

Der Toast ist sprachlich und in seiner Bedeutung ein englisches Wort. Toast heißt nämlich eine geröstete Brodschnitte. Eine solche tauchte nun ehedem jene Person, welche eine Gesundheit ausbrachte („trank“), in ihren Becher. Nachdem dieser die Runde gemacht und jeder Gast von ihm genippt hatte, kam er wieder zum ersten zurück, der ihn sofort austrank und die Brotschnitte aß. Die Brotschnitte verschwand längst, aber das Toasttrinken ist geblieben.

Eine andere Art Toast's, die wir jedoch nicht jedem Magen anempfehlen, finden wir ebenfalls in der englischen Geschichte. Eines Tages, als Anna

Bullen, die man für die schönste Frau ihrer Zeit hielt, ein Bad nahm, schöpften die Cavaliers ihres Gefolges, um ihre Huldigungen zu bezeugen, jeder ein Glas aus der Badwanne und tranken es. Nur Einer folgte ihren Beispielen nicht, und als man ihn um den Grund befragte (sehr unzart!), entgegnete er: „Ich behalte mir den Toast vor!“ d. h. also die — Brotschnitte! Das muß der König selbst oder — der Teufel gewesen sein [38]).

*

Credenzen. Man weiß, daß das Amt der Mundschenke bei großen Herren ursprünglich eine praktische Bedeutung hatte. Der die Speise darreichende hatte nämlich das Amt, von derselben, ehe er sie dem Herrn reichte, selbst zu kosten, um diesen zu überzeugen, daß nichts Schädliches in ihr sei, etwa Gift, mit dem man früher gleich bei der Hand war. Es stammt aus dem lateinischen Credere, glauben, daher Credenza gleichsam die Beglaubigung der Anstandslosigkeit der Speise. Nach und nach wendete man das Wort auf den Begriff des Darreichens von Speisen überhaupt an, obwohl die Sitte des Vorkostens nicht mehr damit verbunden war [39]).

*

Bürsten. Diese Prachtmetapher für Trinken wird jedoch meist nur mit dem Nebenbegriffe des viel und unmäßig Trinkens angewendet. Hier tritt nun sprachlich der Fall ein, daß eine in Folge des übermäßigen Trinkens nöthig gewordene Operation als

Ausdruck für das Trinken selbst angenommen wird. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts bediente man sich in italienischen Klöstern, um den überladenen Magen zu reinigen und wieder fähig zur Aufnahme von Speisen und Getränken zu machen, eines eigenen Instrumentes. Dieses war nichts Anderes als eine feine aus zarten Bockshaaren gemachte Bürste an drei bis vier Zoll langem, mit Seide umwundenem Drahte. Mit dieser fuhr man durch den Schlund in den Magen und säuberte ihn wie einen Rauchfang meist bis jene Wirkung erfolgte, die sich weder singen noch sagen läßt. Vor der Operation ward Brantwein und eine Portion Wasser genommen. Es blieb lange Geheimmittel, und einem deutschen Minister, an dem es in einem solchen Kloster angewendet ward, blieb es vorbehalten, dasselbe in Deutschland einzuführen. Im Jahre 1711 gebrauchte man diese Magenbürste in Berlin; man hielt lange viel darauf, bis die ärztliche Wissenschaft dagegen auftrat.

Diese Methode, sich zu ernüchtern, ist abgeschafft, aber der Ausdruck „bürsten" ist geblieben.

*

Leontini semper ad pocula. Da hätten wir denn einmal mit einer uralten Redensart zu thun, denn sie soll sich aus den Zeiten des alten Königs Phalaris zu Syrakus herschreiben, der, nachdem er die Einwohner der Stadt Leontium in Sicilien besiegt und ihnen die Waffen abgenommen hatte, daran dachte, sie für die Zukunft unschädlich zu machen. Als das beste Mittel wider Empörungen fand er die

Verweichlichung durch üppiges Essen und Trinken. In der That sah er seinen Einfall durch den besten Erfolg gekrönt, und die Leontiner haben sich wohl nicht mehr durch Schilderhebungen, aber im — Sprichworte unsterblich gemacht.

König Phalaris darf sich aber durchaus nichts auf die Originalität seiner Erfindung einbilden; man kannte diesen Witz lange vor ihm und kennt ihn noch heute. Die Römer nannten ihn: „Panem et Circenses.“ Wir nennen die großen „Buffet's“ der europäischen Civilisation die „Capua's der Geister[40]).“

*

Er hat eine Krone. Ist eine verblümte Bezeichnung für das unschöne Wort Rausch. Die Krone ist hier nichts Anderes als der geschichtlich bekannte Kranz von Rosen, den die Römer bei Trinkgelagen sich auf's Haupt setzten, um gegen die Wirkungen des Weines geschützt zu sein und dessen Gott, den edlen und festen Bachus, zu ehren. Im Verlaufe der Zeit bildete sich daraus ein kronenartiger Schmuck. Die Krone selbst gab nun wohl noch nicht die Thatsache des Rausches, und die Redensart hätte eigentlich nur zu sagen, daß sich Einer zum Trinken anschicke; da es aber wirklich stets zu jenem äußersten Punkte kam, auf dem der Mensch in süßer Bewußtlosigkeit nicht mehr wußte, „wo er stehe“, so legte man anticipirend in das Sprichwort den Begriff des fertigen „vollbrachten“, nicht bloß „versuchten“ Rausches.

*

Ein gut Mahl ist Henkens werth. Man sagt auch: ein gut Amt ist Henkenswerth. Um diese haarsträubende Redensart zu erklären, wurde bemerkt, daß statt Henkens „Hengens“ oder „Verhengenswerth“ gelesen werden solle, d. h. es ist der Mühe werth, um eines guten Mahles wegen mit den Rossen frisch beizulegen und die Zügel hengen zu lassen, mit „verhengtem“ Zügel zu reiten; denn es „wäre zu grob, unseren Altvordern beizumessen, daß sie selbst um Henkens willen ein Amt oder Mahl nicht zurückzulassen ermahnt hätten.“

Wir glauben aber, daß sich die Phrase doch in ihrer ursprünglichen Lesart retten lasse. Es könnte damit, in Anspielung auf das geringgeachtete Amt des Henkers, allerdings gemeint sein, daß kein Amt so schlecht sei, daß man nicht den erbärmlichen Dienst des Henkens, den geringsten Dienst nämlich, u. z. ehrenhalber dafür leisten müßte. Oder, mit Hinblick auf die Sitte des Henkermahles: Der Henker kann für das ihn erwartende Mahl, ist es gut obendrein, sich schon der elenden Mühe des Henkens unterziehen, so viel wenigstens ist ein gutes Mahl immerhin werth.

Aber warum sollte es nicht auch möglich sein, die von Eiselein verworfene, als eine Ehrenbeleidigung unserer „Altvordern“ aufgegebene Deutung beizubehalten? Heißt es nicht ähnlich: „Es sei der Mühe werth, ein paar Schuhe zu zerreißen, um der Primize eines jungen Priesters beizuwohnen, da sein Segen besondere Kraft haben soll? Oder hören wir nicht so häufig den Spruch der Gourmands: Bei

dieſer und jener Schüſſel möchte ich ein Türke werden, d. h. ſelbſt den Glauben abſchwören und Renegat werden, wenn es nöthig ſein ſollte, um die Luſt an einem beliebten Gerichte fort und fort büßen zu können? Was iſt aber ſchlimmer: Ein Henker oder ein ſolcher Türke?

Die oben erwähnte Sitte des Henkermahles gab auch der Redensart: Ein Henkermahl halten, den Urſprung. Hat denn das Henkermahl etwas apartes? Ja wohl. Das iſt ein Mahl, bei dem ſich nicht allzuviel Gäſte einfinden werden, ein Mahl ohne ſeine charakteriſtiſche Würze, den Reiz heiterer Geſelligkeit, und hergenommen von der Sitte, den Henkern nach vollzogenem Geſchäfte ein Gaſtmahl zu bereiten. Verſchieden davon iſt das Mahl, von dem Geiler redet: „Wann man ein henken will, ſo bereit man ein gut Mal vor.“ Die Gewohnheit, dem zu richtenden „armen Sünder“ den Tag vor der Execution zu eſſen und zu trinken, was er verlangt, zu geben, beſteht noch heute und iſt bekannt.

Die Henkersmahle haben Eine Wurzel mit der ebenfalls noch nicht entſchwundenen Sitte oder Unſitte, nach Begräbniſſen „Leichenſchmauſe“ zu halten. Der Menſch iſt doch ein geborner Krämer; ſtets ſucht er die „Balance!“

VII.

Einige Schimpf- und Spottworte.

In dieser Abtheilung erscheinen nur allgemeine Schimpf- und Scheltworte, die nicht in einer Beziehung zu irgend einem bestimmten Objekte stehen, wie dieß bei dem Volks- und Städte-Schimpf und Glimpf und den anderen Abtheilungen dieses Werkchens der Fall ist. In dieser Abtheilung gibt es keinen Glimpf, sondern nur Schimpf, und mitunter so haarsträubenden, daß ich nicht geringe Mühe hatte, dieselbe rein zu erhalten, obwohl vielleicht die kleine Sammlung dadurch um manchen höchst ergötzlichen Beitrag gekommen ist. Wie reich diese Abtheilung ausfallen konnte, wird leicht daraus entnommen werden können, wenn man erfährt, daß die deutsche Literatur ein eigenes Schimpf-Lexikon aufzuweisen hat. Es führt den Titel: „Deutsches Schimpfwörterbuch oder die Schimpfwörter der Deutschen. Zum allgemeinen Nutzen gesammelt und alphabetisch geordnet, nebst einer Vorvor-, Vor- und Nachrede, von Mir Selbst.“ (Arnstadt, 1839. F. Meinhardt XXXXVII und 81 S. Taschenform.) Es enthält allein an sechshalbtausend Schimpfwörter in alphabetischer Ordnung. Welch' ein Sprachschatz für alle Streithähne, Polemiker, unduldsame Glaubenshelden

u. dgl. m. Freilich enthält dieses Schimpflexikon keine Erläuterungen über den Ursprung, die Geschichte, die Erfinder eines Schimpfwortes, sondern nur das nackte Namensverzeichniß. Man wird es mir demnach nicht verargen, wenn ich allmälig diese Lücke ausfülle, denn hat schon der erste Schimpflexikograf sich die Unsterblichkeit erschrieben, so kann dem Commentator, und das ist ja der heilige Beruf der Gelehrten, Commentatoren zu sein, ein Theilchen dieser Unsterblichkeit nicht entgehen. Das ganze Werkchen, wie es schon sein Titel verräth, „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort," ist solch ein Commentar. Und wenn die gelehrte Welt denselben liest und prüft, kann es mir an mannigfachen Auszeichnungen nicht fehlen. Ich halte mich also bereit, dieselben zu empfangen. Sollte es den Antragstellern für dergleichen an den Motiven zur Begründung fehlen, so will ich in Kürze den Nutzen andeuten, den mein Unternehmen vom staatswissenschaftlichen, national-ökonomischen, diätetischen und religiösen Standpunkte leistet. Das Schimpfen ist ein im socialen Leben noch viel zu wenig beachtetes Moment. Schimpfen schlichtet manchen Streit; man hat also nicht nöthig, die Advocaturen zu vermehren, die Armeen zu vergrößern, — Schimpfen ist ein treffliches Schutzmittel gegen unsere Gegner; wie wird die Abfassung von Staatsschriften dadurch erleichtert, welch' ein Umschwung im Briefstyle und im socialen Verkehr! — Schimpfen verschafft Ansehen; welch' eine Reform in den Rangverhältnissen ist in Aussicht gestellt! — Schimpfen befördert jedes Unternehmen, man erinnere sich

nur an den Feldherrn, der die Soldaten in die Schlacht trieb mit den Worten: „Schurken, wollt ihr ewig leben;“ oder wie ein anderer zum Gebete sie aufforderte: „Hunde, wollt ihr beten!“ — Schimpfen befördert die Gesundheit; welch' ein wichtiges, diätetisches Gebot! Nur keinen Aerger verschlucken, sich ihn wegschimpfen, ist ein probates Mittel; — Schimpfen erleichtert jedem das Herz; welch' eine goldene Regel für subalterne Creaturen, die in ihren gedrückten Verhältnissen durch Anwendung dieses Rathes das Gleichgewicht herstellen werden, welches durch die Umstände gestört worden. Nun also, wenn das Schimpfen allein von so gewaltigem nachhaltigem Einflusse ist, so ist die wissenschaftliche Behandlung dieses Themas gewiß ein Verdienst, das nicht genug gewürdigt werden kann. Ein solches zu erwerben, war ich beflissen. Sapienti sat.

Nun ist zwar diese Abtheilung etwas klein ausgefallen, zur Rechtfertigung diene, daß ich schon in den „historischen Wörtern“ diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit gewidmet und Commentare zu einer kleinen Auswahl solcher Titulaturen, als: Blaustrumpf, Canaille, Cicisbeo, Eisele und Beisele, Gauch und Geck, Hagestolz, Hahnrei, Hasenritter, Hundsfott, Krippenreiter, Philister, Poltron, Salbader, Schmarotzer, Schulfuchs, gegeben habe. Betreffs des Seitenstücks zum Krippenreiter, nämlich des „Schimmelreiters“, der in der Kanzlei eine ähnliche Rolle spielt, wie der Krippenreiter im Salon, nämlich eine lächerliche, muß ich auf meine Vorrede, richtiger auf mein Vorgespräch verweisen, denn wenn

der Schimmelreiter mir das Büchlein nicht einleiten geholfen hätte, müßte er seinen Ehrenplatz in dieser Abtheilung einnehmen.

*

Bönhase. — Böhnhase. Dieses in verschiedenen Formen, als: Bönhase, Beenhase, Bühnhase, Pönhase, gebrauchte Wort bezeichnet in der Handwerkssprache, besonders bei den Schneidern, einen Menschen, der sein Handwerk, ohne das Meister- oder Bürgerrecht erworben zu haben, der also heimlich in Anderer Häusern arbeitet; auch versteht man darunter einen Störer und Pfuscher, das, was man z. B. bei unbefugter Ausübung von Rechtsgeschäften einen Winkeladvokaten nennt.

Ueber die sprachliche Ableitung des Wortes ist man nicht ganz im Klaren. Wahrscheinlich ist die Zusammensetzung aus Bön, Böhn, im Niedersächsischen, wo dieser Ausdruck am häufigsten gefunden wird, so viel wie Boden, oberster Theil des Hauses, und aus Hase, wonach ein Mensch gemeint wäre, der Ursache hat, sich furchtsam auf den Boden zu verstecken, um nämlich von den befugten Meistern nicht ertappt zu werden. Nach Frisch heißt es so viel als Bühnhase, weil dergleichen Leute furchtsamer Weise auf den Boden oder die Bühne laufen, um da im Verborgenen zu arbeiten, was mit dem Vorigen fast zusammentrifft. Frisch beruft sich aber für seine Ansicht auf eine preußische Landesordnung, wo es auch ausdrücklich Bühnhase geschrieben werde. Die Dänen sagen Bonhase, die Schweden Bönhas, Bönas, wodurch man auf das

griechiſche βάναυσος, d. i. artifex illiberalis, ein freier Handwerker, geleitet wurde, wie denn auch Peringskiöld in ſeinen Anmerkungen zu des Cochlaei „Vita Theodorici“ p. 358, es geradezu davon ableitet. Ihre bekämpft jedoch dieſe Anſicht und macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß deſſen Bedeutung mit der des deutſchen Wortes wenig oder gar nichts gemein zu haben ſcheine. Richey glaubte: Haſe ſei in dieſem Worte ſo viel als: Hans, socius. Der Verſuch des Bönhaſe durch die veränderte Schreibweiſe aus Pönhaſe zu erklären, iſt nicht ganz unglücklich. Nach dieſem wäre es alſo ein der Strafe wegen Verfolgter. Durch das Setzen des P an Stelle des B wird auch der Sprache eben kein großer Zwang angethan, weil ja beide Laute im Altdeutſchen oft verwechſelt werden. Zuletzt ſprechen für die Wahrſcheinlichkeit der erſten Deutung mehre Redensarten, in welchen beide Theile des zuſammengeſetzten Wortes in ihrer eigentlichen Bedeutung zu Ehren kommen; z. B.: „den Böhnhaſen jagen“, heißt: den Pfuſchern nachſtellen (hier haben wir es wirklich mit einem Haſen zu thun); oder plattdeutſch: „Den Haſen to Bön jagen“, den Haſen zu Boden jagen, wo ſich Bön mit der Bedeutung von Boden rechtfertigt. Auch wird das Zeitwort bönhaſen als analog mit: In eines Anderen Amt oder Gewerbe eingreifen, gebraucht, und in Danzig nennt man unangeſeſſene Nichtbürger Bönhaſen.

Wir machen aber noch auf eine andere Wurzel aufmerkſam, nämlich auf das deutſche Zeitwort boenen oder bühnen, das lateiniſche imbuere, in den

Bedeutungen: zu etwas heranbilden, früh gewöhnen, in etwas einführen, unterweisen, einweihen, wodurch wir etwa auf: „Junger Hase, ein noch lernender, unerfahrener, überall noch unberechtigter Mensch, geführt werden. Sehr schlagend für eine Auffassung nach diesem Anhaltspunkte ist die Stelle in Cicero's „De officiis": „Lex ad quam non docti, sed facti, non instituti, sed imbuti sumus [41])."

*

Simandl. — Simandlbruderschaft. - In diese Bruderschaft, so sagt der Volkswitz, sind alle jene eingeschrieben, welche, das Hauskreuz auf der Schulter, den Schmerzensweg der Ehe wandeln; also, im weiteren Sinne, jeder verheiratete Mann, da er seine Freiheit an ein Weib hingegeben. Im engeren Sinne wird aber nur der eigentliche, echte Pantoffelheld, so dem Weibe in Allem und Jeglichem förmlich unterthan ist, ein Simandl genannt, und insofern liegt darin allerdings ein herber Spott für den Mann.

Nach Dokumenten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand ein eigener Simandl-Codex, in 17 Paragraphen den souverainen Wunsch der Frauen aussprechend, eingeleitet von einem für die Männer wenig schmeichelhaften Manifeste. Das schlimmste aber an der Geschichte ist, daß sie sich bis heute erhalten hat, und die Simandlbruderschaft sowohl in Form als Wesenheit noch immer constituirt ist. Ihr eigentlicher Sitz, von dem aus Erlässe und

Diplome in die Männerwelt geschleudert werden, ist die Stadt Krems, im Viertel Obermannhardsberg Niederösterreichs. Diese Behörde ist ermächtigt, jedem Verheirateten das sogenannte Simandl-Diplom mit den Statuten und einem gehörigen, klaren Unterrichte zu übersenden und mit diesem Acte ihn förmlich der Bruderschaft einzuverleiben. Dieser Unterricht ist zu interessant, und enthält des Wesentlichen zur Aufklärung so viel, daß wir jene 4 Paragraphe, das eigentliche Gesetzbuch des echten Simandl's, nach einem Originale von 1794, hier wörtlich anführen:

1. „Ein Mitglied der Simandl-Bruderschaft darf ohne Wissen und Willen der Frau nicht ausgehen; da es aber auf freundliches Ersuchen erlaubt wird, über die bestimmte Zeit nicht ausbleiben; nicht mehr denn 3 Schilling Münz von jenem Gelde, so ihme die Frauen zusammengespart, mit sich nehmen; keine Wirths- oder Bierhäuser besuchen; bei rechter Nachhausekuuft muß er den Frauen über obig gemeldete 3 Schilling Rechnung machen und ihr zur schuldigen Danksagung den Pantoffel küssen."

2. „Da der Mann wider Verhoffen, über die gegebene Erlaubnißzeit ausbleiben, das Geld etwann versoffen oder gar verspielt haben sollte, so soll er sich ja nicht gelüsten lassen, etwann im Hause herumzupoltern, oder ungebührlich aufzuführen, sondern bei der Hausthür ganz demüthig hineinkriechen, seine Frau auf den Knien um Verzeihung bitten und nach endlicher Vergebung von ihr ganz liebreich 3 Nasenstüber aushalten."

3. „Die Frau niemalen erzürnen; alle Tage um

eine Stunde eheuder als sie aufstehen, das Frühstück machen, oder machen lassen; wann ihm sodann die Frau auch eines aus Gnaden zukommen läßt, sich gehorsamst bedanken; sie sodann einschnüren und ihr Strümpfe und Schuhe anlegen."

4. „Der Frauen Kleider alltäglich butzen; wann sie ausgehen will, sie nicht fragen wohin; sollte aber die Frau eine angenehme Besuchung bekommen, mit der sie etwas Geheimes zu sprechen hätte, soll der Mann auf ihren Wink sich bei Seiten begeben und sich nicht ehender sehen lassen, bis die angenehme Gesellschaft Abschied genommen."

Daß es bei derlei Ausfertigungen und Zustellungen, besonders in den älteren Documenten dieser Art, an manchen Zoten und Unflätigkeiten nicht gefehlt hat, versteht sich von selbst. Gleichwohl ist der Humor, der in der beharrlichen Anerkennung dieses verdächtigen Institutes liegt, nicht umzubringen.

Nun aber, woher denn der Name und seine Geschichte? Einige versuchten den Namen von der Redensart: „Sie Mann, Er Weib," herzuleiten. Anderen gilt als wahrscheinlich, daß die Gesellschaft, da ihre Versammlungen in der Regel am Simoni-Abende eröffnet wurden, eigentlich Simoni-Bruderschaft heiße. Von dem Verfasser eines Buches, das den Titel führt: „Geschichte und Statuten der weltberühmten Simandl-Bruderschaft" ꝛc., zu Pantoffelhausen gedruckt, wird darüber eine Legende erzählt: „Es sollen nämlich einstmalen sieben Brüder gewesen sein, welche von sehr kleinem, winzigem Wuchse waren. Diese sieben Brüder waren verheiratet

und standen ganz unter der Herrschaft ihrer Weiber und wurden von diesen auch sehr streng gehalten. Wenn ihnen dieß nun zu viel ward, so kamen die sieben Märtyrer Abends an einem bestimmten Orte zusammen, wo sie sich ihre Qualen gegenseitig mittheilten und sich zur Geduld — dem besten Artikel in solcher Situation — ermahnten. Viele, welche in der gleichen Lage waren, konnten nicht begreifen, woher diese sieben Männer so viel Geduld nahmen, und ein so bewunderungswürdiges Beispiel übermenschlicher Sanftmuth gaben. Man belauschte sie endlich in ihren Zusammenkünften und nun meldeten sich gar viele Candidaten, welche freundlichst baten, daß die sieben sie in ihre Gesellschaft aufnehmen und ihnen das Geheimniß ihres Ausharrens und ihrer Stärke mittheilen möchten. Dieß der Kern der Gesellschaft, die sich von den ursprünglichen sieben Mandeln die Sim- (sieben im Jargon) Mandl-Bruderschaft nannte.

Wir bemerken hier noch, daß, wie in Krems, auch in Götzendorf, einem in Niederösterreich an der Leitha, südlich von Bruck an der Leitha, gelegenen Orte, die Simandl-Bruderschaft, gleichsam durch eine Filiale, vertreten ist[42]).

*

Verdammter Barebone. Unter der Regierung Karl I. hatten mehre englische Secten die sonderbare Gewohnheit, ihre Kinder nicht nach den Namen des neuen, sondern des alten Testamentes taufen zu lassen. Es kamen da die abenteuerlichsten Namen

zum Vorſchein. Dabei blieb es aber nicht. Nachdem die einzelnen Namen alle erſchöpft waren, wählte man ganze Sätze als Taufnamen, z. B. „Bleib' treu;" „Bleib' feſt in deiner Treu;" u. ſ. w. Nun, es lebte damals auch ein gewiſſer Barebone, der auf folgenden Taufnamen ging: „Wenn Jeſus Chriſtus nicht geſtorben wäre für mich, ſo wäre ich verdammt"; darauf folgte dann ſein Geſchlechtsname Barebone, allenfalls wie James Barebone. In welche Situationen mag der Mann nicht im Leben gekommen ſein! Es mögen der Lächerlichkeiten endlich ſo viele geworden ſein, daß ſelbſt ſeine Zeitgenoſſen und „Brüder in der Narrheit", ihn kurzweg mit der letzten Silbe ſeines abgeſchmackten Taufnamens Verdammter Barebone (damm'd Barebone) nannten[43]).

*

Lateiniſche Bauern. So nannte man in Oſtfriesland diejenigen Landwirthe, welche in ihrer Jugend gelehrte Schulen und Univerſitäten beſuchten, dann aber die Studien wieder an den Nagel hingen und zu ihren Ackergütern zurückkehrten. Man hielt nicht viel von ihnen und ihrer Bewirthſchaftungskunſt, und die Erfahrung beſtätigte die Richtigkeit dieſes Vorurtheiles. Natürlich; wir haben es hier mit dem Fluche der Halbheit zu thun, mit den leidigen Folgen gewiſſer Angewöhnungen in den Gelehrtenkreiſen, die man dann nicht mehr losbringen kann; man merkt an, daß die „Naſe auch wo anders hineingeſchmeckt" habe, aber es iſt nicht ſoviel „hängen geblieben," daß es etwas Ganzes gegeben hätte. Da haben wir

dann die halben Gelehrten und die halben Bauern; nicht Fleisch und nicht Fisch, die an dem Wahne kranken, sie seien „zu etwas Höherem geboren," und doch wieder mit einem gewissen Pompe die Wirthschaft betreiben — Practici waren sie in der Stadt ganz ordentlich, Theoretiker aber sind sie hinterm Pfluge.

*

Fant. — Firlefanz. Es kostet wohl keinen weiten Zug, um an die Quelle beider Worte zu gelangen. Es klingt ja hell und unumwunden das romanische infant, Kind heraus, und seiner Bedeutung gegenübergestellt bleibt die Ableitung wohl im Rechte. Freilich gebraucht man es nicht in seinem harmlosen, ursprünglichen Sinne; nicht Kindliches oder Kindisches hat man vor Augen; im Gegentheile verbindet man damit den Begriff bewußter Geckenhaftigkeit, und wenn man Einen „Fant" nennt, so will man nur herabsetzend sagen: Er ist ein „junger Mensch," der sich mit nichtigen Dingen befaßt. So hieß schon altnordisch ein Wicht: „fantr."

Auf demselben Stamme wuchs auch der Ausdruck Firlefanz, d. i. albernes, kindisches Zeugs, u. z. aus der Zusammensetzung des französischen „faire l'enfant", kindisch sein, oder wie ein Professor der Philosophie, entrüstet über manchen Schabernack seiner Zuhörer, diesen den französischen Spruch. in gutes Deutsch übersetzt, zugerufen hat.

Nicht übergehen dürfen wir aber, daß wir hier

auch an das italienische „vantarsi," französisch: „se vanter," sich prahlen, großsprechen, maulmachen, erinnert werden [44]).

*

Der linke Schächer. Diese Worte sind eine große Beschimpfung im Volksmunde für den, der sich dieses Wort verdient. Der linke Schächer (Räuber, Mörder), ist in der Leidensgeschichte Christi jener Verbrecher, der ihm zur linken Seite gekreuzigt wurde und sich verstockt von dem Erlöser abwendete, während der Schächer zur rechten Hand die Zusage des Paradieses erhielt. Hält man nun einen Menschen für einen großen Sünder, für sehr böse und überdieß verstockt, so nennt man ihn den „linken Schächer."

Gleich verdammend ist der Name Judas, den man falschen, heuchlerischen Menschen zuruft.

*

Klopffechter. So hießen früher Handwerksburschen, welche für's Geld mit allerlei Gewehren fochten und sich herumschlugen, klopften. Sie hatten ihre Schulen in den vornehmsten deutschen Städten, und es gab mehre Arten derselben, als: Federfechter, Markusbrüder, Lupbrüder.

Heutzutage stoßen wir nur mehr auf die Zunft der „Federfechter" in gewissen Journalen, die Boxer und Raufjungen des Continents, welche zu wenig Courage haben, um zu „fechten," aber Muth genug, sich „klopfen" zu lassen; die, was dem Blatte an

„Stichhältigkeit“ abgeht, durch „Klopffechterei“ ersetzen müssen.

*

Kerl. Bezeichnet wie der Name Karl, von dem Kerl abgeleitet ist, ursprünglich einen ehrenvollen, tüchtigen Mann und wird wohl auch heute noch, in entsprechender Situation, wo derbe, volle Ausdrucksweise angezeigt ist, gebraucht. Wir gedenken hier der „Kerle,“ wie Goethe sich und Schiller nannte. Zwei solche Kerle, ja! Meist aber wird es zum Schimpfworte für den Mann, und es hat für sich allein ganz die verächtliche Bedeutung wie in seiner Zusammensetzung mit Lump. „Dieser Kerl hat mich um Alles betrogen!“ „Den Kerl muß man mit dem Stocke traktiren!“ u. s. w. Gang und gäbe ist das Wort auch zur Bezeichnung des Liebhabers einer gemeinen Weibsperson. „Sie hat einen Kerl.“ „Sie steckt Alles ihrem Kerl zu.“

Endlich finden wir's auch wohl scherzweise und in humoristischer Auffassung. „Das ist ein köstlicher Kerl!“ kann man ungestraft von dem honetesten, ja geradezu liebenswürdigsten Manne sagen; und von Kindern, die auf dem Wege sind, etwas Ordentliches, also rechte Männer zu werden, pflegt man früh und mit einiger Emphase zu sagen: „Der kleine Kerl macht sich — 's ist ein Teufelskerl!“ 'S steckt ein ganzer Kerl in ihm.

*

Kalmäuser. Bei uns mehr unter dem Namen Duckmauser, Duckelmäuser bekannt, will nach

Einigen einen verſchlagenen — von dem hebräiſchen Kall und Maſar — nach Andern einen träumeriſchen Menſchen bedeuten. Das läßt ſich wohl mit einander vereinigen, und ſo kommt es auf den eigentlichen Sinn, nämlich einen Menſchen, der im Stillen, heimlich auf Allerlei, etwa auch Ränke, ſinnt.

„Ei, ſieh den Duckelmuſer,
Er will allein ſin ein Carthuſer.“

(Brand.)

Nach Heyſe wäre Kalmäuſer zuſammengeſetzt aus kalm, d. i. ſtille, ruhig, und aus mauſen. Was das letztere bedeutet, weiß wohl Jedermann. Die Herleitung von Camaldulenſer iſt unzuläſſig.

*

Hoeks und Kabeljauws. Parteinamen wie „Wighs und Torrys“, „rothe und weiße Roſen“, die „Schwarzweißen und Schwarzgelben“, die „Rothen und Blauen“ u. ſ. w., deren ſpätere Bedeutung mit den Elementen ihres Urſprunges in der Regel nichts gemein hat. Die Hoeks und Kaabeljauws, zu deutſch: Fiſchhacken und Stockfiſche, entſtanden vor beinahe zwei Jahrhunderten in Holland, da es ſich bei einer Schmauſerei um die Frage handelte, ob der Stockfiſch den Hacken oder der Hacken den Stockfiſch faſſe. Es entſtand Streit und man ſonderte ſich in zwei Parteien, welche ſich auf das Feld der Politik hinüberſpielten und als Stadt und Adel gegeneinander ſtanden. Sie nahmen als Bezeichnung jene Schlagwörter

mit, und zwar waren die Hoeks die Anhänger der Städte mit rothen Käppchen, die Kaabeljauws der Adel, mit grauen.

*

Ja. — Jaherren. — Jaaffen. Das erste unserer Conversation ganz unentbehrliche Wort, ein Wort der höchsten, socialen und selbst poetischen Bedeutung, entstand aus der Zusammenziehung der die Bejahung ausdrückenden lateinischen Phrase: illud hoc est, und demgemäß lautet es zuerst jo, das ja erklärt sich durch die ähnliche lateinische Phrase jam est, ita est. Auf gleiche Weise entstanden die J aanderer Nationen, das si des Italieners, das oi oder oui des Franzosen, das hoi des Provenzalen. Si ist zusammengezogen aus sic est, so ist es; oui aus hoc illud est, es ist dieß dasselbe, noch deutlicher zu erkennen in dem alten ouill; hoi ward unmittelbar aus hoc, daher die Sprache der Provenzalen lingua d'oc und auch ihr ganzes Land Languedoc, die Gallia Narbonensis der Römer, genannt wird. So soll auch das piemontesische ol aus dem hoc illud stammen.

So klein nun das Wörtlein ist, so spielt es, wie gesagt, eine große Rolle, und Freud' und Leid kann aus diesen zwei Buchstaben hervorgehen. Wenn ihm in der heiligen Schrift seine echte Stellung und Würde gewahrt wird in dem schönen Spruche: „Dein Wort sei Ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist Sünde," so hat es anderseits die Jaherren und

Jaaffen auf dem Gewiſſen, d. i. jene, die zu Allem, grad und krumm, löblich und unrecht, ja ſagen.

„Die Jaherren hant den Muot,
Sie lobent, was der Fürſte tuot.
Das iſt ein ungetriuwer Site:
Da äffent ſie die Herren mite.“

(Fridank.)

Shakeſpeare ſagt: „Es iſt der Könige Fluch, Sklaven (Jaheren) um ſich zu haben. Von den Jaaffen gilt auch der Geiler'ſche Spruch: Ajunt ajo, negant nego. Ein ſolcher Jaaffe war auch der alte Polonius in Shakeſpeare's „Hamlet“, als er von dem Prinzen auf die Bildung der Wolken aufmerkſam gemacht ward.

*

Eine Abigail. Als ſchriftſtelleriſcher Gemeinplatz angewendet und in ſeiner letzten Bedeutung aus der engliſchen Geſchichte genommen; ſo viel als „die Magd einer Königin.“ Eine ſolche war nämlich Abigail, ſpäter Miſtreß Masham, und zwar bei der Königin Anna von England. Scribe hat dieſen Charakter in ſeinem Luſtſpiele „Ein Glas Waſſer“ benützt.

Eine andere Abigail kommt in der Bibel vor, und zwar als tröſtende Begleiterin des Königs David in ſeinen letzten Tagen.

Ob in der Titulatur eine Anſpielung auf die Rolle, welche dieſe „Magd“ am Hofe geſpielt, oder auf das Glück, das ſie zuletzt machte, oder

vielleicht spottend auf die Art und Weise, wie sie das gemacht habe, verborgen. liege, ist wohl schwer zu bestimmen.

Dem deutschen Märchenthume sind ähnliche Gestalten auch nicht unbekannt; wenigstens klingt es an in den Schicksalen jener stillen, duldenden, goldhaarigen Mägde, die sich zuweilen zu des Hauses Herrinen emporgeschwungen haben. Und was ist das „Aschenbrödl" in seinem dunklen, braunen Kleidchen neben den geputzten, ehr- und herrschsüchtigen Schwestern, die es am Ende überholt?

VIII.

Glimpf und Schimpf in Titeln und Würden.

Die Titulaturen, ihre Geschichte, wie jene einzelner Würden und Aemter bieten ein nicht gewöhnliches culturhistorisches Interesse. Einige allgemeine Bemerkungen mögen den einzelnen Erläuterungen vorangehen.

Die Sucht, eine gewisse Stellung in der socialen Welt oder Staatswürden durch entsprechende, pomphafte Titel ins Licht zu setzen, erzeugte von jeher, wie noch jetzt oft, die abenteuerlichsten Titulaturen. Bekannt, aber minder des Erstaunens werth, sind die Titel außereuropäischer Beherrscher und Despoten und ihrer Beamten, z. B. der des chinesischen Kaisers, der sich Sohn des Himmels und König aller Könige nennen läßt. Aber auch das gebildete Europa hat sein Contingent zu dieser Literatur des Schwulstes und Unsinnes gestellt, und zwar oft in Zeiten des Glanzes und der Blüthe alles geistigen Lebens, und noch heute bildet die Courtoisie der Titel im Verkehre der Höfe einen nicht unwichtigen Abschnitt der Geschichte, dessen Studium manchen um seinen Verstand bringen könnte, wenn er es nicht vorzieht, um sein — Amt zukommen.

Am lächerlichsten war stets, wie die ganze dortige Etiquette, die Titelsucht in Spanien. So z. B. führte ein Don, der den Infanten irgend wohin zu geleiten hatte, den Titel: „Don des königlichen Transportes.“ Der Staatsminister Philipp's V., Don Sano Somo de Sylva fand für gut, seinem pomphaften Titel gegenüber sich „La Ensenada,“ d. h. „An sich nichts“ zu nennen.

Deutschland blieb nicht zurück. Uebergehend die fein unterscheidenden Titulaturen der hundert und hundert Würdenträger der kleinen Höfe, müssen wir von den Zusammensetzungen irgend eines Prädicates mit hoch und höchst, wohl und wohledel u. s. w. sprechen. Man kann sogar höchstselig und hochselig, ja auch wohlselig sein; und man kömmt sogar mit unserem Herrgott in Collision, den wir in der Regel allein für den Allerhöchsten bezeichnen. Nun aber kommt es vor, daß ein allerhöchster Herr im Tempel des allerhöchsten Herrn sein Gebet verrichtet. Wohlgeboren, hochwohlgeboren und hochgeboren halten sich streng auseinander, wie gnädige Frau und Eure Gnaden u. s. w.

Im Jahre 1510 erschien ein Briefsteller „Ars Francisci Nigri de scribendis epistolis,“ (Viennae Austriae, 58 Bl. in 4°), welcher in 18 Regeln die äußere und innere Form der Briefe aufstellte. Besonders ängstlich ist da auf die Gelehrten Rücksicht genommen; jede Wissenschaft hat ihre eigene Verherrlichung. So sind die Regeln 8—16 dem Theologen, Rechtsgelehrten, Arzte, Philosophen, Mathematiker, Musiker, Dichter, Redner, Grammatiker und

Scholaſten gewidmet. Die Adreſſe an einen Philoſophen z. B. lautete: „Dem vortrefflichſten Philoſophen, dem nicht minder genauen als höchſt ſcharfſinnigen Erforſcher der Natur;“ und die Ueberſchrift: „Sohn der Weisheit, Liebhaber der Forſchung, Kenner der Natur, weiſeſter, beſcheidenſter, vortrefflichſter, tief- und ſcharfſinnigſter Sohn!“ Dieß Alles wiederholte ſich auch im Texte oft genug. Die Muſiker und Dichter wurden abwechſelnd genannt: „Nachahmer der himmliſchen Harmonie“; „Söhne der Pieriden“; „Zöglinge der Muſen“; „Heiligthümer des Apollo“; „Geweihte des Thesbidenchors“; „Prieſter des Reigens der Hyppokreniden“; „Freunde der Pegaſiden“; „Verehrer der Libethriden“; „von pegaſiſchem Naſſe Geſättigte“; „Lorbeerbekränzte“; „Epheuumwundene“; „im piereniſchen Bronnen Getränkte“; „Hausgenoſſen der caſtaliſchen Quelle“; „Kenner des parnaſſiſchen Stromes“; „Eingeweihte des Cephiſus“; „Anwohner des Helikon“; „Durchforſcher des Parnaſſushaines“; „Einheimiſche auf Cirrhas Hügel“; „Bewohner des aeroniſchen Berges“; „Dolmetſch des phöbeiſchen Gottes“; „Bezwinger der Schildkrötleier“; „Beſinger der neun Schweſtern“; „des parnaſſiſchen Hauſes heilige, göttliche, zierlichſte, beredteſte, ſüßeſte, angenehmſte, beſcheidenſte, berühmteſte, gebildetſte, hochtönende, anmuthig klingende, honiggewürzte Bürger“. Zudem ſtand auf der Rückſeite des Briefes: „Dem N. N., dem eben ſo zierlichen als eleganten Verehrer der Muſen“. Im Texte wiederholten ſich die Ausdrücke: „Göttlichkeit“, „Eleganz“, „Beredtſamkeit“, „Anmuth“, „Zierlichkeit“, „Vollkommen-

heit", „Adel" und „Vorzug." In Frauentiteln findet sich natürlich immer: „Zierde der Keuschheit"; „Beispiel der Schamhaftigkeit"; „Spiegel der Ehrbarkeit" u. s. w.

Das war so unter Maximilian I., da die Künste und Wissenschaften blühten.

Ein Beispiel der lächerlichsten Titelsucht ist aber Folgendes: „Ein gewisser M. Seeger zu Wittenberg ließ sich malen, und zwar unter einem Crucifixe stehend, wo aus seinem Munde die Worte: „Domine Jesu Christe, amas me?" zum Heilande hinauf gingen; und aus dem Munde Jesu kamen nun folgende Titulaturen herab: „Clarissime, nobilissime atque doctissime Domine mag. Seeger, rector scholae Wittenbergensis meritissime atque dignissime, omnino amo te!".

Es begreift sich, daß der Stellvertreter Gottes nicht schlechter bedacht wurde. In der Zueignung z. B. von Thomas Maria Caraffa's theologisch-philosophischen Thesen, gedruckt 1609 auf Befehl der Obern zu Neapel, heißt der Papst Paul V. der „Vice-Gott," der unbesieglichste Monarch der christlichen Republik, der Erhalter der päpstlichen Allmacht (was meint der italienische König-Ehrenmann dazu?). Unterhalb seines Bildnisses erblickt man sich demüthigende Könige und Königinnen mit Kronen auf den Häuptern mit dem Spruche aus Jesaias 49, 23: „Und die Könige sollen Deine Pfleger, und ihre Fürstinnen Deine Säugammen sein.

Sie werden vor dir niederfallen zur Erde auf's Angesicht und den Staub deiner Füße lecken."

Bekannt ist die Geschichte der neuesten Zeit mit dem Titel, welchen der höchstselige Kaiser Nicolaus dem dritten Napoleon nach seiner Erhebung zum Kaiser verweigerte und welchen er gab. Er ließ sich nur zu einem: „Mon cher frère" herbei. Kaiser Alexander in seinen Briefen an den „großen Onkel" nennt ihn auch très cher ami et frère; aber voraus geht: très sérénissime et très-puissant empereur et roi."

Im Jahre 1814 ward die Titel-Courtoisie zwischen Frankreich und Rußland neu geregelt. Es hieß: „Au très-sérén., très-excellent et très-puissant prince, roi de France et de Navarre, notre très cher frère et ami." Und so fort unter der Restauration.

Das Jahr 1830 brachte viele Aenderungen. Das russische Beglaubigungsschreiben für den Gesandten Pozzo di Borgo an Louis Philipp begann: „Très-sérénissime, très-excellent et très-puissant prince, Louis Philippe I. roi des Français." Die Worte frère und ami verschwanden.

Die Courtoisie zwischen Rußland und Frankreich ward noch im Jahre 1830 alterirt. Großfürst Constantin starb (27. Juni). Rußland theilte das Ereigniß allen Höfen, nur dem von Frankreich nicht, mit. Dafür beschloß dieser, auch seinerseits, an Rußland keine Familienereignisse mehr zu notificiren.

Das Jahr 1848 gab Gelegenheit, einen Titel für den „Präsidenten" der französischen Republik zu erdenken. Rußland schrieb an ihn: „A notre grand et bon

ami, monsieur le président de la république française; am Ende: „Grand et bon ami“ und unmittelbar vor der Unterschrift: „Votre trés-affectionné.“

Welche wird die nächste Veranlassung zur Aenderung der Courtoisie sein?

Nun mögen einige speziellen Titulaturen folgen, und so diese Abtheilung, aus der bereits die „historischen Wörter“ manchen Beitrag enthielten, als: Baron (Nr. 15), Durchlaucht (Nr. 59), Graf (Nr. 101), Großherzog (Nr. 105), Herr (Nr. 124), Herzog (Nr. 125), Königliche Hoheit (Nr. 235), Pascha (Nr. 190) vervollständigt werden.

*

Deutsche Kaiser. Der Gebrauch dieses Titels ist nicht so alt. Er schlich sich erst am Ende des 16. Jahrhunderts als fehlerhaft ein, da man anfing, den Unterschied zwischen diesem Titel und dem des deutschen Königs zu verwischen. Die aus der Wahl der Churfürsten hervorgegangene reichsoberherrliche Würde war die eines deutschen Königs; zum deutschen (römischen) Kaiser ward dieser erst durch die Salbung des Papstes. Die erste Spur der Verwischung dieses Unterschiedes findet sich im Jahre 1545 im Auszuge des Mich. Amsdorf aus der „Chronica Naukleri,“ worin auch die nichtgesalbten Herrscher Kaiser genannt werden. Wenn schon in der Sphäre der Geschichtspflege das Bewußtsein dieses Unterschiedes so abhanden gekommen ist, so läßt sich annehmen, daß er im gewöhnlichen Sprachgebrauche nie ganz

festgehalten worden ist. So empfingen die Niederländer den als König in ihr Land tretenden Maximilian I. mit dem Rufe: „Dat is die Kayser, dat is die Kayser!“

*

Sire. Früher nur der Titel des Königes von Frankreich in der Anrede, ging er später auch auf andere Könige über. Er bildete sich zunächst aus seigneur und sieur (monsieur), und diesen liegt das lateinische senior, der Aeltere, zu Grunde. Freilich finden sich Spuren, daß sire älter und ein ursprüngliches Wort sei. In Island steht es vor den Taufnamen der Priester und Pröpste (sira), und sein Ursprung soll cimbrisch sein.

In die deutsche Sprache ward es erst durch den großen und einzigen Friedrich eingeführt, der die Franzosen und alles Französische so sehr begünstigte. Es half da nichts das Protestiren der Bodmer-Lohensteinianer, und Laurenberg hätte sich wohl dabei zerrissen[45]).

*

Fürst. — Churfürst. Die Ableitung dieses Titels ist einfach, er kommt von dem Nebenwort „für“ statt vor, insofern dadurch etwas in der Reihe Voranstehendes bezeichnet wird. Die alte deutsche Sprache hat im Comparativ furica, im Superlativ furist der Erste, Höchste im Reiche. Fürst ist also der ganz ungezwungen gebildete Superlativ von für, über den Comparativ fürder, und gibt sich leicht aus

fürderſt. Die Engländer nennen noch the first, die Holländer de voerst, das Erſte, den Erſten. Als Bezeichnung einer perſönlichen Würde erſcheint es zuerſt in der fränkiſchen Sprache, und bedeutet Einen, der ein Kriegsheer anführt, wodurch er ein ſo hohes Anſehen gewann, daß er auch im Frieden als der Erſte galt. Als Adelstitel erſcheint der Fürſt erſt im 17. Jahrhundert. In Kurfürſt oder Churfürſt ſtammt die erſte Sylbe von dem altdeutſchen Worte küren, chüren (wählen), das ſich in dem zuſammengeſetzten Worte Willkür, ungefähr ſo viel als freie Wahl, bis heute erhalten hat. Kurfürſten heißen jene vornehmſten Fürſten des deutſchen Reiches, welchen das Recht, einen römiſch-deutſchen König zu wählen, ausſchließend zuſtand. Der Titel Großfürſt entſtand in Rußland und die Beherrſcher dieſes Reiches führten ihn bis zur Annahme der Kaiſerwürde durch Peter I., von welcher Zeit der großfürſtliche Titel von den Kindern und Geſchwiſtern des Kaiſers getragen wird.

Schon früh hat ſich in der Literatur des Volkes eine ſtehende Rubrik für Betrachtungen, Aeußerungen und Meinungen über jene gebildet, welche das Geſchick ſo hoch geſtellt hat. Je nach dem Eindrucke einer fürſtlichen Perſönlichkeit, nach ihrem geſchichtlichen und menſchlichen Walten, nach den Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens erging ſich der Volksmund in abwechſelnd anerkennenden Sprüchen oder aber in den bitterſten Satyren, in nichts ſchonendem Humor.

Die an das Schlagwort „Fürst“ anknüpfenden Sprichwörter, Redensarten, Sentenzen, historischen Anekdoten, Einfälle, Witze, Schimpf und Ernst zu bringen, erforderten ein eigenes Werk. Wir müssen uns hier beschränken, nur über Eine Seite dieses Elementes, die dem naiven Volksverstande sich oft als eine Frage aufgedrängt hat, nämlich wie es denn von allem Anfange her zu diesen „Fürderſten,“ zu angebornem Adel und Vorzuge, gekommen sei?, ein paar der köstlichsten Acten alter Volksweisheit mitzutheilen. Der eine ist in das Gewand einer Fabel gekleidet: „Als Eva schon eine Weile Hausmutter war und des Kindersegens genug hatte, gefiel es unserm Herrgotte, sie zu besuchen. Das Weibchen war eben darüber her, die junge Brut zu waschen und zu strehlen. Als sie den Herrn kommen sah, fiel sie auf einmal die Scham an, daß sie so viele Kinder habe, und sie versteckte die minder schönen theils in's Stroh, theils in's Heu, und gar in's Ofenloch. Nur die hübscheſten behielt sie bei sich. Als der Herrgott eintrat und die geputzten Kindlein sah, sprach er zu einem: „Du sollst ein König,“ zu einem andern: „Du ein Edelmann,“ zu einem dritten: „Du sollst ein Bürgermeister sein.“ Als nun Eva merkte, daß der Herr da sei, Gnaden auszutheilen, sprach sie: „Herr, ich hab' noch etliche Kinder; ich will sie auch bringen.“ Aber als Gott die ungeputzten Küchlein sah, da lächelte er und sagte zu ihnen: „Ihr sollt Bauern sein und bleiben, Kuh- und Sauhirten, Ackersleute, Handwerker, und den ersteren Herrn die-

nen.“ Und so entstand Adel und Vorzug. Er ist eben „von Gottes Gnaden.“

Dasselbe sprach der ritterliche Kaiser Max in einem seiner vielen geist- und gemüthreichen, tiefsinnigen Sprüche aus. Als man ihm einst an eine Wand den Vers schrieb:

„Da Adam reutet, *) vnd Eva span,
Wer war da ein Edelmann?“

setzte der Kaiser bescheiden und stolz hinzu:

„Ich bin ein man wie ein ander man,
Allein daß mir Gott der ehren gan.“

*

Minister. Das Wort Minister, als Gegensatz von Magister, ist wie dieses rein lateinischen Ursprunges und heißt wörtlich der Mindere, daher ein Diener von Minus weniger, minder, wie Magister der Größere, von magis mehr. Als Beamtentitel ist das Wort spanischen Ursprungs. Es nahmen ihn zuerst die spanischen Unterhändler an, welche im Jahre 1549 den Frieden zu Chateau-Cambresis abschlossen, wozu sie noch Excellenz fügten. Der französische Staatssecretär de l'Aubespine folgte ihrem Beispiele, und so ward der Titel in der Beamten-Hierarchie allgemein.

*

Excellenz. Dieser Titel, der in der Regel mit hohen Staatsämtern verbunden ist, und z. B. in Oesterreich die geheime Rathswürde voraussetzt, hat

*) Nach Andern: Da Adam grub u. s. w.

ein ziemlich hohes Alter aufzuweisen. Nach dem im Jahre 1751 erschienenen Buche des Diplomaten und Publicisten Friedrich Carl Freih. von Moser: „Actenmäßige Geschichte der Excellenz-Titulaturen" ꝛc. führten dieselbe Anfangs nur Kaiser und Könige und zwar von den Päpsten ausgegangen, wohin wider auch diese von den Souverainen so betitelt wurden. Nach und nach nahmen Kurfürsten und Cardinäle an diesem Titel Theil. Auch einzelnen Erzbischöfen ward er zugestanden, z. B. dem von Toledo als „Primas regni", während die übrigen Bischöfe nur „Sennoria illustrissima" genannt wurden. Erst im Jahre 1623 vertauschten die geistlichen Würdenträger das „Excellenz" gegen „Eminenz." Das Gewicht dieser Titulatur läßt sich am schärfsten in der Stellung der früheren Botschafter an fremden Höfen beobachten, bei denen der Titel Excellenz den Unterschied von Gesandten erster und zweiter Klasse charakterisirte. Dieser Gebrauch schreibt sich aus dem 16. Jahrhunderte bei Gelegenheit, als 1593 Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers, von König Heinrich IV. von Frankreich als Botschafter an den päpstlichen Hof gesendet wurde, und er sich zuerst diesen Titel beilegte. Seitdem spricht man alle Botschafter damit an. Heutzutage ist man über Gebrauch und Geltung dieser Titel nicht mehr recht klar und in seinem Ausmaße nicht so bedenklich. Es ist bekannt, daß in Italien jeder Fremde, der nebst seinem Hemde auch noch einen Rock auf dem Leibe hat, in jedem Wirthshause mit „Eccellenza" empfangen

wird. Ist es mit unserem deutschen „Herr von“ anders? [46])

*

Marschall. Ursprünglich Marschalk, und zusammengesetzt aus „Mar“, „Mähre“, „Pferd“ und „Schalk“, d. i. Knecht, Diener. Ein Marschall war also ursprünglich ein Pferdewärter, ein Stallbedienter; im salischen Gesetze erscheint er als über zwölf Pferde gesetzt; später ist er „Stallmeister“ und dann „Hofbeamter“, der über den gesammten Hofstaat, welcher früher größtentheils in Pferden und Reitern bestand, so wie über dessen Unterbringung auf Reisen, über die Beobachtung der Ordnung bei Feierlichkeiten, die Aufsicht erhielt. Endlich ward daraus eine der höchsten Würden im Staate, namentlich im Heerwesen. Wer kennt sie nicht die stolzen, übermächtigen und übermüthigen „Marschälle“ des ersten Kaiserreiches, die Creaturen seiner Gunst, aber auch oft des Glückes und des Verdienstes, von denen einige die Wahrheit der napoleonischen Phrase: „Jeder gemeine Soldat trägt den Marschallsstab im Tornister“ in der That bewiesen. — In der Bedeutung eines Functionärs bei feierlichen Gelegenheiten kömmt der „Marschall“ besonders bei den Engländern vor, die auch den, welcher eine Gesellschaft, ein Tanzfest ꝛc., besonders in den Badeörtern, arrangirt, einen „Marschall“ nennen. In diesem Sinne haben sie sich auch ein Mitwort, to marshall, gebildet, das so viel als anordnen, einführen bedeutet. Seltsamer Weise sind nur im französischen, wo doch der Titel zuerst zu

solchem Glanze gekommen ist, noch Spuren der ursprünglichen niedrigeren Bedeutung des Wortes zu finden, da marèchal auch einen Hufschmied und Fourier bezeichnet.

*

Magnificenz. Diesen Titel führten ehemals die fränkischen Könige, jetzt aber bedienen sich desselben die Rectoren oder Prorectoren der Universitäten. In manchen Reichsstädten bekamen ihn auch die Doctoren der Medicin, welche hie und da auch den Titel Excellenz erhielten, von dem lateinischen magnificentia, Größe, Ansehnlichkeit (magnus, groß). M. J. C. Vollbeding in der Schrift: „Anleitung zum Briefschreiben und zur Bildung eines geläuterten Geschmackes an schriftlichen Unterhaltungen" (Berlin 1820), sagt von Herleitung und Bedeutung des Wortes Magnificenz S. 69 in der Anmerkung Folgendes: „Dieses Wort stammt vom lateinischen magnus (groß) und facere (machen). Nach buchstäblichem Sinne waren also die Magnificenzen Großmacher. Ein akademischer Rector heißt Magnificenz, weil er aus kleinen Geschöpfen große Männer, aus Studenten Magister, Licentiaten und Doctoren macht."

*

Lord. Zusammenziehung aus dem angelsächsischen hlâf, d. i. Brod, und ord, d. i. Wirth, also eigentlich „Brodherr," dann Hausherr, Familienherr, endlich Herr überhaupt u. z. in ehrender Bedeutung für den Mann ein Wort der gesellschaftlichen Courtoisie.

Mylord ist gleich dem franzöſ. Monsieur, mein Herr. Ueber die verſchiedenen Rangſtufen, welche früher und ſpäter mit dem Titel Lord charakteriſirt wurden, kann man ſich aus Shakeſpeare's Tragödien intereſſant belehren.

*

Gentleman. Im Engliſchen Gentleman, im Franzöſiſchen gentilhomme; doch ſind ſie in ihrer letzten Bedeutung durchaus nicht gleich. Das erſtere iſt heute zu einem Gattungsbegriffe geworden, während das letztere etwas Spezielles, am beſten durch Edelmann oder wenigſtens als Cavalier Denkender und Handelnder verdeutſcht, bezeichnet. Mit dem engliſchen Titel, da er weiter und allgemeiner iſt, pflegt man auch freigebiger zu ſein. Wir nennen einen Gentleman, an dem wir faſhionable Manieren wahrnehmen, das was man guten Ton, einen Mann von Welt, nennt. In ſeiner Heimat wird dieſer Ausdruck auch auf redliche, ordentliche, unbemakelte Leute angewendet, unbekümmert, weſſen Standes ſie ſind. Der Gentleman muß übrigens alles mit einem gewiſſen Anſtande thun, und wären es loſe, ſonſt ungentile Streiche. Der Mann von Diſtinction, der ſeine Spielſchuld nicht bezahlt, oder der ſich auch nur weigert, Revange zu geben, iſt kein Gentleman mehr. Der arme Teufel, der Strolch, der Packträger, iſt ein Gentleman, wenn er ſich im ſocialen Leben und Verkehre keine Blöße gibt.

Der letzte König in England hielt ſich für den erſten Gentleman in ſeinen Staaten, der Lord im

Oberhause und das Parlaments-Mitglied des Unterhauses beide machen auf diesen Titel Anspruch, während das Gesetz in England diesen Titel nur der unteren Classe der Notare verleiht, welche gesetzlich die einzigen Gentlemans in England sind.

Der Humor davon ist, daß man eigentlich nicht bestimmt weiß, was Gentleman heißt, noch woher es stammt. Man hat versucht, es unmittelbar aus dem Französischen gentilhomme, Mann von Stand und Geburt, wieder Andere von „artigen Sitten" — gentle manne — abzuleiten. Aber dagegen trat eine Behauptung auf, welche das Wort geradezu in entgegengesetzter Bedeutung hinstellt. Die nordischen Barbaren, welche das römische Reich angriffen, unaufgehalten gegen den Süden vordrangen, Rom überschwemmten und verwüsteten, wurden gentiles homines genannt und von diesen der in so entgegengesetzter Bedeutung genommene Ausdruck der modernen englischen und französischen Sprache einverleibt. Daß späterhin ein Ehrenprädicat daraus wurde, kann nicht mehr Wunder nehmen, als die Thatsache, daß die deutsche Sprache das Wort Adel in zweifacher Bedeutung hat, nämlich als vornehme Geburt und als Mistjauche.

*

Schultheiß. Schulze. Eigentlich Sculdheißo uralter Composition. Eine obrigkeitliche Person, welche in Dörfern die Polizei, in Städten die Gerechtigkeitspflege ausübt; überhaupt Gemeinde-Beamter im Sprichwort, durch seine Ohren gekennzeichnet, denn

es heißt: „Er hat Schulzen-Ohren", weil man von ihnen klagt und sagt, daß sie nur das hören, was sie mögen, und daß sie schwer hören, weil sie schwer verstehen oder sich wenigstens so anstellen. Das Wort ist ungewisser Herkunft. Entweder aus Schult, d. i. das, was der Obrigkeit an Steuern und Rechten gebührt, und aus heißen, d. h. befehlen, fordern zusammengesetzt, oder so viel als Schuldheiß, d. i. einer, der eine Schuld heischt und einzutreiben hat.

Bekannt sind viele deutsche Schultheiße des vorigen Jahrhunderts durch ihre Lächerlichkeiten und andere „Stücklein". Wir könnten uns zunächst ein Bild von ihnen in unseren Landbürgermeistern machen. Ein ergötzlicher Beitrag zur Chronique Scandaleuse des Schultheißenthums ist der folgende: Der Schultheiß von Kanderswil war abgesetzt worden und wollte sich desselben Tages den Verdruß über Land etwas vergehen. Er kam an einen Bach, über den er setzen wollte, aber nicht wußte wie. Indem er nachsann, kam ein Bauer auf ihn zu und erbot sich, den Herrn hinüberzutragen, was dieser auch annahm. Wie sie mitten im Wasser waren, rief der Schultheiß in einer Anwandlung von Gemüthlichkeit: „Sobald mir Gott wieder zu meinem Amte verhilft, will ich dir es nicht unvergolten lassen". Wie das der Bauer hörte, stand er still und fragte: „Seid Ihr denn nicht Schultheiß mehr?" „Nein", sagte dieser. „Ei, so wollt' ich, daß ich so einen

Lump trüge"! rief der Bauer, warf ihn ins Waſſer und ging davon.

*

Junker. Entſtanden aus „junger Herr", daher in früherer Schreibweiſe als „Junkher" zu finden. Heutzutage bezeichnet man mit Junkerthum den Adel eines Landes, u. z. nicht mit den ſchmeichelhafteſten Nebenbegriffen. Bekannt iſt das Junkerthum Preußens und Gotha's und aller kleinen deutſchen Staaten, wobei der Begriff des „Jungen" ſichtbar durchleuchtet. Dieſe adeligen jungen Herren haben das Junkerthum recht in Verruf gebracht und ein Junker-Journal: Die „preußiſche Kreuz-Zeitung" hat treulich mitgeholfen.

In der militäriſchen Terminologie kennt man die „Fahnenjunker", eine Art junger Offiziere, welche die Ehre haben, die Fahne zu tragen. Sie haben wohl nichts gemein mit den „Kammer- und Stalljunkern", welche Hackländer unſterblich macht. Im Gegenſatze zu dem faſhionablen Adel der Reſidenz kennt man den Landjunker, der ſich „zum erſten Male in der Reſidenz" ſo poſſirlich ausnimmt. Um ihn herum reihen ſich auch die Dorfjunker, Puttjunker, Krautjunker und Strohjunker. In einigen oberdeutſchen Gegenden hat man für ſie noch die beſondere Benennung Landjodel. Jodel ſoll aus Georg verderbt ſein und iſt mit Riepel, einer Art von Hanswurſt, die mehr zum Spaß dient, als ſelbſt Spaß macht, ziemlich einerlei.

Von dem Subſtantiv kommt dann auch das

Zeitwort junkern, d. i. den „Junker spielen", sich ins Junkerthum hineinarbeiten. In einigen Cantonen der Schweiz sagt man von bereits „anrüchigem" Wildpret, daß es „junkere, d. i. den hautgout habe, der dem Gaumen der hautvolée zusagt. Echt „junkerndes" Federwild muß, nachdem es acht Tage am Schweife aufgehängt war, von demselben sich lostrennend — also faulend — herabfallen; dann ist es für die Küche hergerichtet. Die Franzosen sagen dafür: cavalièrement. Ist das nicht eine gute Uebersetzung?

*

Knecht. Ursprünglich eine junge Mannesperson, dann ein dienender Junge, endlich ein Dienender überhaupt, althochdeutsch: Chneht, dessen Nebenwort wieder Knappe ist, von der niedersächsischen Form Knape, Knabe. Die mittelalterliche Rangabstufung hielt den Knecht, Knappen und Ritter streng auseinander und der Unterschied muß wohl zuweilen gar schroff gemacht worden sein, da in der deutschen Liedersammlung folgende Mahnung für nöthig gehalten wurde:

„Welch Knecht tuot ritterliche Tat
Ob er nit Ritters Namen hat,
Des soll er nit engelten;
Ein Frow wär' wohl zu schelten,
Die ihn des engelten ließ,
Darum, daß er nit Ritter hieß."

Agricola will Ehren nur dem witzigen Knechte

vorbehalten wissen. „Einem wizigen Knechte müßen auch Edelleute dienen.“

Zur rechten Würdigung des Verhältnisses zwischen Herren und Knechten im Mittelalter, namentlich was die sociale Geltung dieser betrifft, müßten wir theilweise die Chronique scandaleuse jener Zeit aufschlagen. Wir würden da wohl finden, wie sehr manche Rittersfrau in ihren aristokratischen Ansichten „liberal“ war und von den Dichtern der Zeit nicht erst aufgerufen zu werden brauchte, daß sie nicht

„— ihn des engelten ließ,
Darum, daß er nit Ritter hieß.“

Wir gedenken hier auch eines köstlichen Gedichtes, wenn wir nicht irren von dem steyrischen Wiltoner aus dem 14. oder 15. Jahrhunderte, betitelt: „Der gefuege Knecht“, voll derben Humors, mit ziemlich zweideutiger Pointe.

Ein sonderbarer Widerspruch ist wohl auch, daß das englische Knight was einen Edelmann bedeutet, doch unmittelbar von dem deutschen Worte Knecht abstammt.

Uebrigens dürfen wir hier ja nicht die einseitige Auffassung des mittelalterlichen Ritterwesens mit all seiner Scenerie walten lassen; Knecht ist uns viel mehr in socialer Bedeutung das Schlagwort für die Anschauung des Verhältnisses zwischen Diener und Herr im Allgemeinen, das namentlich im germanischen Culturleben zu edler patriarchalischer Bedeutung gediehen ist. In diesem Sinne wird dann ein „Treuer Knecht ein Schatz im Hause“, und „Ein treuer

Diener seines Herrn" gewiß zum Ritter der schönsten, edelsten Idee. Wie schön hören sich die alten Reime an:

„Du sollst die Knechte schonen
So dir dienent um Lonen;
Gedenke, daß ihr einer ist
Ein Mensch, als du selber bist."

Welch ungleich anderen und lieblicheren Eindruck machen nicht diese schlichten Verse, gegenüber den oben citirten, wo nur der Knecht außerhalb den Schranken des Turnierplatzes gemeint ist.

Das deutsche Culturleben weist aber neben den bereits angeführten noch andere minder schmeichelhafte Sprüche von den Knechten, von denen zum Beispiel der alte Praktikus Reinecke Fuchs ganz treffend sagt:

Gewiß kein Messer besser schirt,
Als wann der Knecht zum Herren wird,

und Agricola:

Fauler Dieb schadet so viel nit als
farläßiger Knecht.

Dann heißt es auch treffend:

Wer seinen Knecht zärtlich hält, zieht 'nen
Junker draus;

wer hätte diese culturhistorische Spruchweisheit nicht erprobt?
oder:

„Halt den Knecht so flieht er",

oder wie uns der Augsburger Domherr Eib sagt:

Ein Knecht ist allwegen Schalk und Falk.

*

Lakai. Eines jener Wörter, das mit einer deutschen Wurzel den Umweg über einen französischen Markt genommen und welches wir von da wieder an uns gebracht haben. Es kömmt nämlich von dem alten löken, gothisch läkan, schwedisch lacka, das laufen, auch mit den Füßen hinten ausschlagen (schnell laufen) bedeutet. Man weiß, daß die Lakai's auch wirklich zu großen Botenläufen verwendet wurden.

Ein französischer Sprachforscher (Oberst Ambert) vindicirt den Ursprung dieses Titels für die militärische Terminologie und erzählt, daß er zum ersten Male für die Truppen des Herzogs von Bretagne in Anwendung kam. Man soll darunter die gemeine Soldatentruppe verstanden haben. Eine dieß bezeugende Stelle, bei Fauchet (1600) lautet: „Die Pagen waren Kinder edler Familien und begleiteten ihre Herren; vor hundert Jahren gab es solche Pagen von bäuerlicher Abkunft, die Fußknechtsdienste thaten und laquet's, auch naquet's genannt wurden. Die Wurzel wäre entweder das lateinische laqueator (einer der etwas an einer Schlinge führt), oder das orientalische laq (schicken, senden). Brantôme schrieb: Halagués und Lobineau (1707) Lacquet.

Was es übrigens moralischer Seits mit dem Lakai für ein Bewandtniß habe, erfahren wir von der französischen Spruchweisheit, welche mehrere Wahrheiten zum Besten gibt; so sagte man schon im 16. Jahrhunderte:

Lacquai de franc-eleu (franc-alleu) larron et
de fief meurtrier.

Das Wörterbuch der französischen Akademie (Ausgabe vom Jahre 1835) macht uns mit der treffenden Redensart:

Il ment comme un laquais

bekannt.

Und einem komischen Liede entnehmen wir den lustigen aber nichts destoweniger treffenden Refrain:

A passage et à rivière
Laquais devant, maître derrière;

Deutsch etwa:

Auf dem Wege und über'n Bach
Der Knecht voraus, der Herr hintnach [47]).

Anmerkungen.

Die zu diesem Werkchen benützte Literatur ist bereits in den „Historischen Wörtern" nach der Vorrede angegeben worden, es wird also im Allgemeinen auf dieselbe hingewiesen; hier folgen nur einige besondere Quellen als Nachweise zweifelhafter, interessanterer oder wichtigerer Erklärungen.

[1]) Zu Seite 17. Zeitung für die elegante Welt 1824, Nr. 128, S. 1025.

[2]) „ „ 19. The illustrated London News 1856, S. 187. Von Eduard F. Rimbault. — Frankfurter Conversationsblatt 1859, Nr. 172. Hamburger Lesefrüchte von J. J. Pappe 1850, Band 4, Stück 2, S. 32.

[3]) „ „ 20. Jurende's vaterländischer Pilger 1834, S. 272.

[4]) „ „ 21. Dibaskalia (Frankfurter Unterhaltungsbl.) 1857, Nr. 287. — Presse 1856, Nr. 161.

[5]) „ „ 24. Zeitung für die elegante Welt 1824, Sp. 1051.

[6]) „ „ 25. Rheinische Blätter, 1858, Nr. 126.

[7]) „ „ 26. Abend-Zeitung von Theodor Hell 1819, Septemberheft.

[8]) „ „ 31. Fleury de Bellingen, l'Etymologie ou Explication des proverbes français (a la Haye 1656, 12°), p. 271.
Les oeuvres d'Estienne Pasquier (Amsterdam 1723 Fol.), in dessen „Recherches de la France," liv. VIII., chap. 17.

[9]) „ „ 34. Frankfurter Conversationsblatt 1857, S. 675. — Hamburger literarische und kritische Blätter 1846, Nr. 4, S. 35.

[10]) Zu Seite 86. Danziger Dampfboot (Zeitschrift) 1834, Nr. 110 bis 116: Etymologische Skizze von Dr. Schmitz. — Der Gesellschafter von Gubitz (Berlin 4°) 1842, Nr. 182, S. 894. — Hamburger literarische und kritische Blätter 1846, Nr. 4, S. 34.

[11]) „ „ 89. Zeitung aus der Vorwelt, I. Jahrgang, 1. Quartal, S. 101. — Jurende's vaterländischer Pilger 1825, S. 282; 1843, S. 188. — Lesefrüchte von Dr. J. J. Pappe (Hamburg, 8°) 1824, Band II, S. 416. — Frankfurter Conversationsblatt 1859, Nr. 207.

[12]) „ „ 40. Jurende's vaterländischer Pilger, 1825, S. 283.

[13]) „ „ 40. Hamburger Nachrichten, 1854, Nr. 165.

[14]) „ „ 43. Gesellschafter von Gubitz (Berlin 4°) 1853, Nr. 138, S. 663. — Fleury de Bellingen, l'Etymologie [wie oben unter Nr. 8] p. 52. — Ducatiana ou Remarques de feu Monsieur Leduchat sur divers sujets d'histoire et de litterature (Amsterdam 1738, 12°) pag. 470.

[15]) „ „ 48. Frankfurter Conversationsblatt 1854, S. 391.

[16]) „ „ 52. Frankfurter Conversationsblatt 1859, Nr. 229.

[17]) „ „ 53. Weimarer Sonntagsblatt (Weimar, Böhlau) II. Jahrgang.

[18]) „ „ 58. Eiselein, Deutsche Sprichwörter, Seite 178—182; — Schwenck, Wörterbuch der deutschen Sprache (1855) S. 192, 194, 196; — Sprichwörter, schöne weise Klugreden (Franck 1555, Chr. Egon. Erben, 12°) S. 179 a, 330 b, 144 a, 105 a, 308 b, 220 a, 197 b, 168 a, 309 a, 308 a, 114 a, 82 a; — Florilegii politici I. Theil (1643), S. 885; II. Theil (1647), S. 470 u. f., 484 u. f.

[19]) „ „ 64. Donau-Zeitung (Wien, Folio) 1860, Nr. 162.

[20]) „ „ 75. Gesellschafter von Gubitz 1823, Nr. 209, S. 1027.

[21]) „ „ 82. Oeuvres completes de Brantôme accompagnées de remarques historiques et critiques, nouvelle edition (Paris 1822, 8°), Tome II pag. 372 in der Abtheilung: „Capitaines françois."

[22]) „ „ 86. Francisque (Michel), Essai sur la vie et les Chansons du chatelain de Coucy (1830). — Memoires historiques sur Raoul de Coucy. 2 vol. (Paris, 1781, 8°). — Fugger's Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich (Nürnberg, 1668, fl. Fol.), S. 300.

[23]) „ „ 88. Fleury de Bellingen, l'Etymologie (wie oben unter Nr. 8 und 14). — Allgemeine Modenzeitung, 1845, Nr. 31.

[24]) „ „ 92. Ducatiana ou Remarques de feu Monsieur Leduchat sur divers sujets d'histoire et de litterature (Am-

sterdam, 1738, 12°). — Lehmann (Christophorus), Florilegii politici erster Theil... (Frankfurt bey Joh. Gotf. Schönwetter, 1643, S. 954, 32°). Ander Theil (eb. 1641, S. 560, 32°). [Bemerkenswerth erscheint es, daß in dem in neuester Zeit erschienenen Werke: „Deutsche Rechtssprichwörter unter Mitwirkung der Professoren J. C. Bluntschli und B. Maurer, gesammelt und erklärt von Eduard Graf und Mathias Dietherr" (Nördlingen, 1864, C. H. Beck, 606 S., gr. 8°) unter den darin angeführten mehreren hundert Quellen Christ. Lehmann's „Florilegium politicum" nicht genannt wird, nachdem Plan und Inhalt dieses über 200 Jahre alten vortrefflichen Buches mit dem oben genannten der Herren Graf und Dietherr wesentlich, ja wohl auch noch etwas mehr als nur übereinstimmen, übrigens mit dem Unterschiede, daß Lehmann ungleich reichhaltiger ist und daß es geschehen wäre, den alten Lehmann in einer neuen gut redigirten Ausgabe wieder abzudrucken.]

25) Zu Seite 94. Mery (M. C. de), Histoire generale des Proverbes, Adages, Sentences, Apophthegmes, dérivés des moeurs, des usages, de l'esprit et de la morale des peuples anciens et modernes etc. etc. 3 vol. (Paris 1828, 8°), Tome II, p. 221.

26) „ „ 102. J. L. N (emetz), Vernünfftige Gedanken über allerhand historische, kritische und moralische Materien. Nebst verschiedenen dahin gehörigen Anmerkungen... (Frankfurt a. M., 1739, Andreä 8°), III. Theil, S. 42 u. f.

27) „ „ 103. Fleury de Bellingen (wie Nr. 8, 14, 23), p. 322.

28) „ „ 104. Ducatiana etc. (wie Nr. 24), p. 483.

29) „ „ 106. Abendblatt der Wiener Zeitung, 1856, Bd. I. S. 546.

30) „ „ 107. Les oeuvres d'Estienne Pasquier etc. (wie in Nr. 8) in der Abtheilung „Recherches de la France, liv. VIII. chap. 14.

31) „ „ 108. Fleury de Bellingen (wie Nr. 8, 14, 23, 27), S. 338. — Lehmann (Christoph.), Florilegium politicum (siehe Nr. 24), I. Theil, S. 715.

32) „ „ 109. Joachim Christian Blums deutsches Sprichwörterbuch (Leipzig, 1780, Weygand, kl. 8°), erzählt in höchst drolliger Weise die Entstehung des Sprichwortes).

33) „ „ 117. Sonntagsblätter von L. A. Frankl, 1842, S. 510.

34) „ „ 123. Leipziger Tageblatt, 1837, Nr. 315. — Innsbrucker Tageblatt 1854, Nr. 259.

35) „ „ 129. Fleury de Bellingen etc. (wie oben Nr. 8, 14, 23 27, 31) pag. 320.

36) „ „ 129. Le Facetieux-Reveille-Matin des esprits melan-

coliques, ou remède preservatif contre les tristes. (Rouen, 1659, 12°), pag. 352.

[37]) Zu Seite 141. Zincgref (Jul. Wilh.), der Teutschen Sharpfsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata... (Straßburg 1628), S. 215. — Lehmann (Christoph.), Florilegium politicum (wie Nr. 24), I. Theil, S. 256.

[38]) „ „ 150. Der Freischütz (Hamburger Blatt), 1840, S. 458.

[39]) „ „ 150. Schwenck, Wörterbuch der deutschen Sprache, S. 113.

[40]) „ „ 152. Ansichten von Italien nach den neueren ausländischen Reiseberichten in Verbindung mit einigen Freunden, herausgegeben von H. Hirzel (Leipzig, Kummer 8°), Band III.

[41]) „ „ 160. Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften u. s. w. (Leipzig, Brockhaus, 4°), I. Section, 11. Band, S. 251, Artikel von Mohnike. — Brinckmaier (Ed. Dr.), Glossarium diplomaticum etc. (Gotha 1856), I. Band, pag. 393.

[42]) „ „ 163. Abendblatt der Wiener Zeitung, 1860, Nr. 196, 198, 199, 202. Die weltberühmte Simandlbruderschaft. Eine sittenschildernde Skizze. Von E. O (berleitner). Eine ausführliche köstliche Darstellung dieser interessanten Gesellschaft.

[43]) „ „ 164. Dr. Pappe's Lesefrüchte (Hamburg 8°), Jahrgang 1824, Band IV, S. 144.

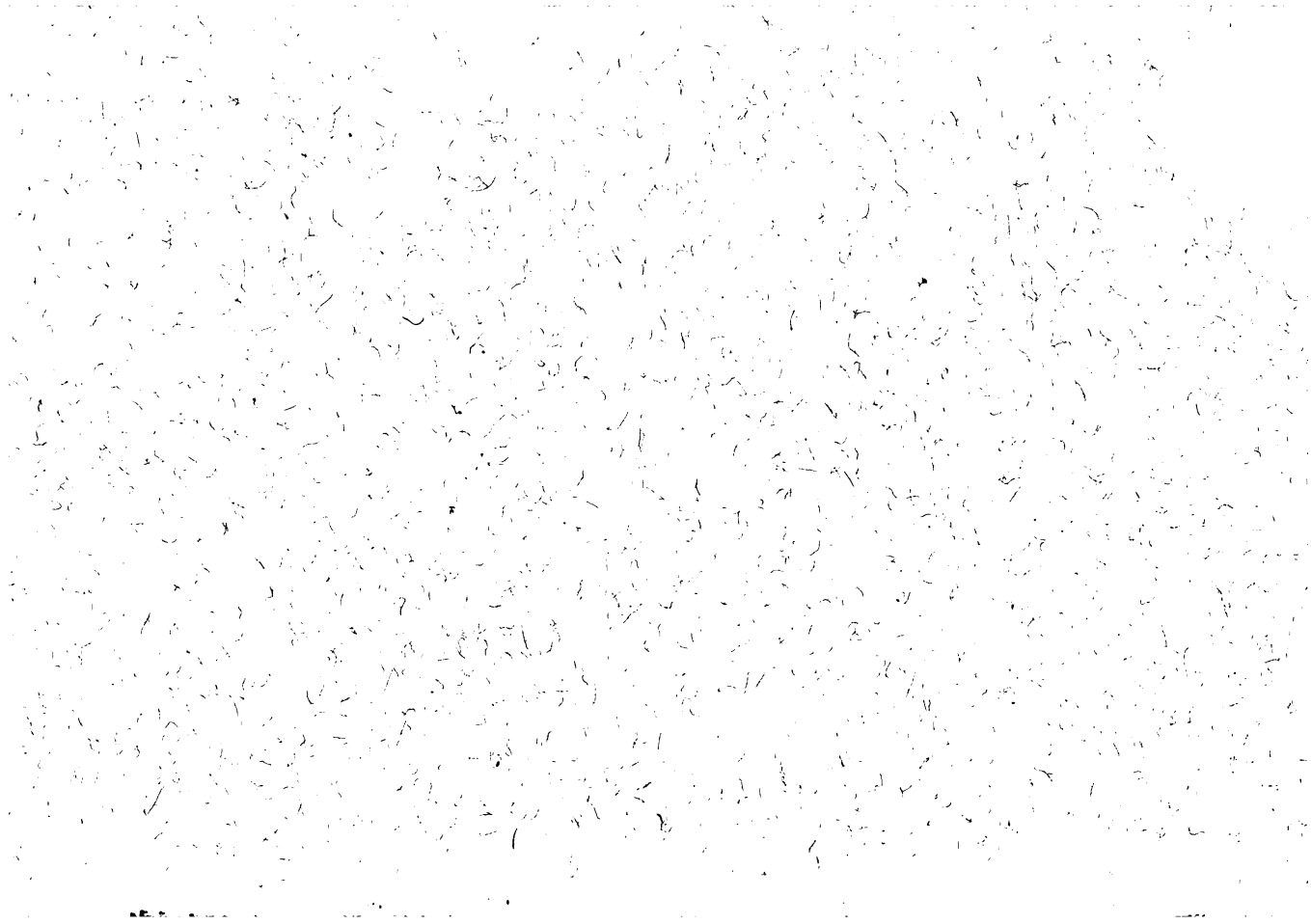
[44]) „ „ 166. Hamburger literarische und kritische Blätter der Börsenhalle 1847, S. 260.

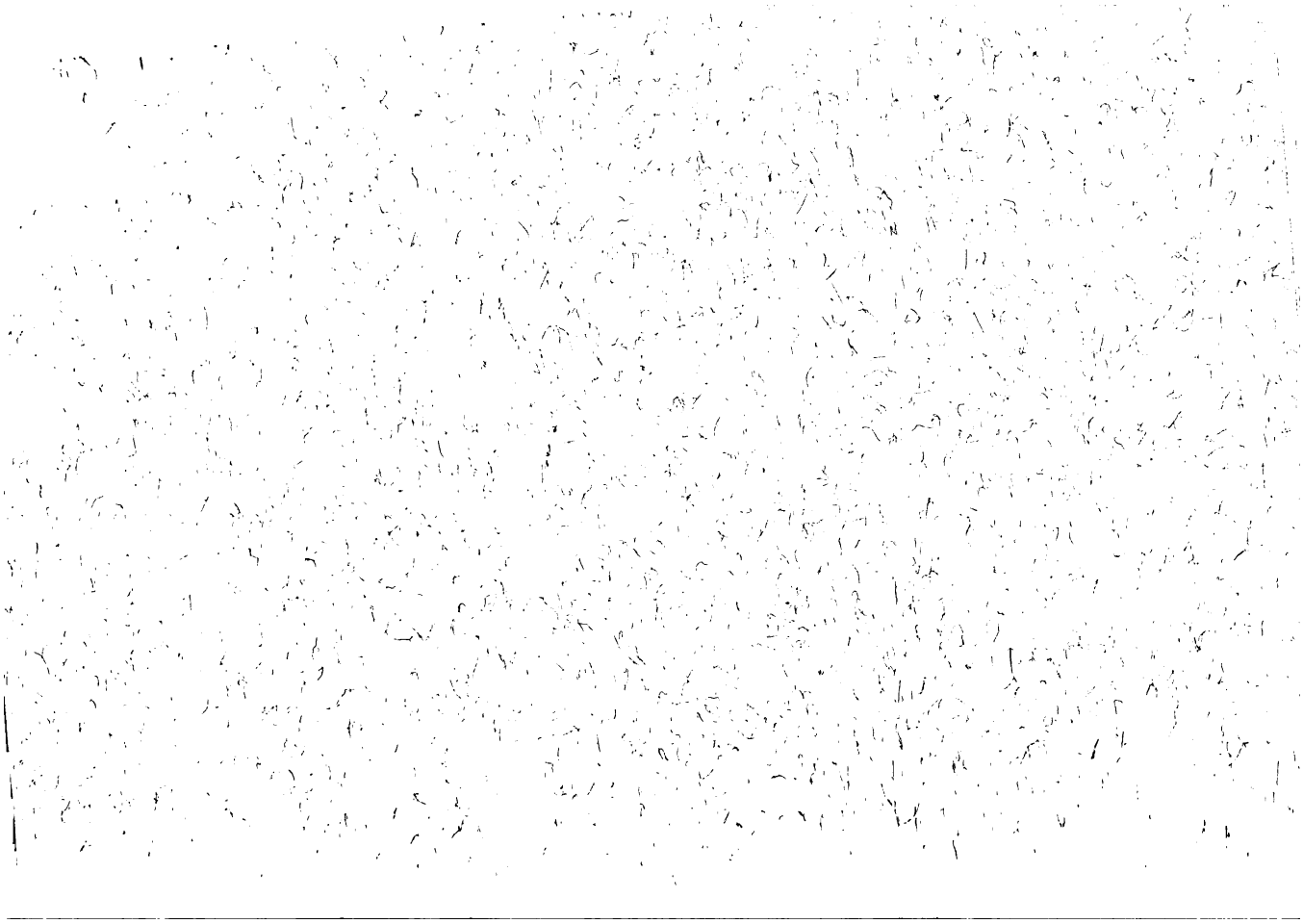
[45]) „ „ 178. Hamburger literarische und kritische Blätter 1847, Nr. 35, S. 276.

[46]) „ „ 183. Breslauer Anzeiger 1855, Blatt vom 24. Februar.

[47]) „ „ 193. Le Constitutionnel de 20. Juin 1854.

Druck v. Karl Winternitz & Co. in Wien.





460

PN 6373 .W93 C.1
Glimpf und Schimpf in Spruch u
Stanford University Libraries
3 6105 040 737 269

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004